Bis in die Wüste.

Dritter Band.

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Bis in die Wüste.

Roman aus zwei Welten

von

Fedor von Zobeltitz.

Dritter Band.

J. Lindauer'sche Lesehibliothek München Maximilian-Platz

Das Recht der Übersetzung ist vorbehalten.

Berlin.

Verlag von Otto Janke.

Inhalt des dritten Bandes.

	Seite
Erstes Kapitel. „Denk' an den Monat Mai!" . . .	1
Zweites Kapitel. Sturm und Trümmer	18
Drittes Kapitel. Moulin Sainte Anne	43
Viertes Kapitel. Der Heimat entgegen	67
Fünftes Kapitel. Letallah	93
Sechstes Kapitel. Zum Ende!	112
Siebentes Kapitel. Letzte Geschehnisse	133

J. Lindauer'sche Lesehibliothek München Maximilian Pl. 15

BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

Erstes Kapitel.

„Denk' an den Monat Mai!"

Als Cherbonne mit Negli in den Saal zurückkehrte, waren beide blasser geworden und beide hatten die Büchsen von ihren Schultern genommen und trugen sie locker in der Hand, wie zum Schusse bereit.

Toinette trat dicht an Negli heran.

„Was ist geschehen?" flüsterte sie ihm zu. „Sagen Sie mir die Wahrheit, — ich bitte Sie darum! Ich bin stark genug, auch etwas Furchtbares zu ertragen . . ."

Giorgio sah zu dem jungen Mädchen herab, und sein Herz krampfte sich schmerzhaft zusammen, als er daran denken mußte, daß vielleicht auch dies holde Geschöpf ein Opfer der Volkswut werden könne. Doch nein, — das war unmöglich! So lange er lebte, sicher nicht, und nicht, so lange noch eine Kugel in seiner Flinte und ein Messer in seinem Gürtel steckte! —

„Die Braunen haben in der That die benachbarten Farmhänser in Flammen gesteckt," gab er ebenso leise zurück, „und verüben Schandthaten dort drüben, die zum Himmel schreien. Wappnen Sie sich, Fräulein Toinette: es geht auf Leben und Tod!"

„Ich bin gewappnet," gab sie zurück. —

„Verbarrikadiert die Thüren und die Fenster

des Souterrains!“ befahl Cherbonne seinen Leuten. „Anne und Toinette, setzt heißes Wasser auf, damit wir es vom Dache herab diesem heillosen Gesindel auf die nackten Köpfe gießen können, wenn es sich zu nah' an das Haus wagt! — Was giebt's?“

Die letzte Frage galt dem Neger Hamed, der atemlos herbeistürzte.

„O, Herr,“ keuchte er, „is sich brauner Mann an Hinterthür, sagt, er wär' Yussuf der Schuster, hätte sich heimlich herbeigeschlichen und brächte wichtige Nachricht . . .“

„Ist er allein?“

„Ja, Herr!“

„So laß ihn herein, aber verriegle und verschließe die Thür sofort wieder hinter ihm!“

Hamed schlüpfte davon und kehrte nach wenigen Minuten mit dem zitternden Yussuf zurück.

„Sieh' da, Yussuf,“ sagte Cherbonne und reichte dem Schuster die Hand, die dieser indessen nicht berührte; „willst Du Dir Deinen Dank holen — dafür, daß Du versucht hast, mir heute morgen das Leben zu retten? Ich weiß, daß ich Dir verpflichtet bin . . .“

„Nichts davon, Herr, nichts davon,“ entgegnete Yussuf, und seine Augen schweiften scheu im Saale umher. „Ich komme vom Scheik, — ich war bei ihm, habe zu seinen Füßen gelegen . . . Allah und Mohamed mögen mich strafen, aber ich konnte nicht zusehen, daß meine Brüder sich auch an Dir und den Deinen vergreifen, — an Euch, die Ihr uns so viel des Guten gethan habt! Cherbonne, weißt Du noch, als ich krank war und nicht arbeiten konnte? — Da kamst Du zu mir, Du und Deine Tochter, und Ihr brachtet mir Nahrung und Geld, und das konnte ich nicht vergessen und deshalb ging ich zum Scheik und bat ihn, Euch zu schützen! Der Scheik hat mir einen Brief für Dich gegeben, Cherbonne, — und mit dem hab' ich mich verstohlen und heimlich an Deinen Dar herangeschlichen, damit mich niemand

sehe und mich niemand des Einverständnisses mit unseren Feinden zeihe . . . Hier, Herr!“

Und er zog aus dem schäbigen Haïk, den er um den Kopf gewickelt trug, ein Papier hervor und reichte es Cherbonne.

Der las:

„Freund und Genosse! Was ich befürchtet habe, ist eingetroffen. Ich bin nicht mehr imstande, das Volk zu zügeln, — das plötzliche Erscheinen Sidi Abd Allahs, der in mir immer einen schädlichen Reformer gesehen und mich seit Beginn meiner Herrschaft bekämpft, hat alle meine Anstrengungen, die Kolonisten zu schützen, zu Schanden gemacht. Ich selbst bin beklagenswert, Freund. Was würde ich nicht opfern, wenn ich Ihnen Hülfe und Rettung angedeihen lassen könnte! Ich weiß aber nichts als einen Rat. Färben Sie die Gesichter und legen Sie arabische Kleidung an, machen Sie Ihre ganze Familie beritten und versuchen Sie zu flüchten. Ich stehe mit etwa zwanzig aus meiner nächsten Umgebung auf dem Wege nach Sur R'ozlan und werde für Sie und die Ihren eintreten, falls man Sie erkennen sollte. Freilich, begleiten kann ich Sie nicht, kann nur zu Gott und Allah, zu Christus und dem Propheten beten, daß der Himmel Ihnen gnädig sein möge. Zwischen zwölf und zwei Uhr in der Nacht ist die beste Zeit zur Flucht; sehe ich Sie um diese Stunden nicht auf obengenanntem Wege, so nehme ich an, daß Sie es vorgezogen haben, zu bleiben. Auch dann werde ich, sei's selbst mit Gefahr meines eigenen Lebens, versuchen, Sie vor dem Bösesten zu schützen, denn ich habe Sie lieb gewonnen, Cherbonne. Bu Mehdi grüßt Sie!“ —

Der Kolonist faltete den Brief zusammen und steckte ihn zu sich.

„Yussuf, ich danke Dir,“ sagte er herzlich zu dem Überbringer, der noch immer mit gespanntem Gesichtsausdruck neben Cherbonne stand. „Du bist

eine brave Haut und meinst es ehrlicher als alle Deine Genossen. Ob ich dem Rate, den mir der Scheik gegeben hat, folgen kann, weiß ich noch nicht; jedenfalls aber bringe auch ihm meinen Dank und sage ihm, daß ich seiner Freundschaft vertraue und seinem Versprechen glaube."

Yussuf neigte den Kopf. Auch diesmal nahm er nicht die ihm gereichte Hand, aber er berührte mit feierlicher Geste die Kleidung Cherbonnes und küßte sodann die Berührungsstellen seiner Finger.

Der Kolonist rief seine Vertrauten zusammen, nachdem Yussuf davongeeilt war, und teilte ihnen den Brief Bu Mehdis mit.

„Eine Schlinge, — sehen Sie sich vor, Monsieur!" rief Sandro, und auch Sommer meinte:

„In der That, ich traue dem doppelzüngigen Araber ebenfalls nicht!"

Cherbonne schüttelte den Kopf.

„Sie irren sich, meine Herren," entgegnete er ruhig; „ich kenne den Scheik zu lange, um ihm zu mißtrauen. Er ist eine ehrliche und aufrichtige Natur, aber — wie ich Ihnen schon einmal sagte — er ist — gefügiges Wachs in den Händen seiner Leute, ist ein nervöser Schwächling. Seine Reformideen und seine occidentalen Ansichten haben überall im Volke Anstoß erregt, — man denkt hier im Hodna noch strenger als im Norden der Algérie . . . Könnte Bu Mehdi uns schützen, — wahrlich, nicht mehr als gern würde er es thun, denn ich weiß, daß er gerade mich zu seinen vertrauteren Freunden zählt, daß er mir wohl will. Aber er vermag einfach nicht zu helfen, — uns ebensowenig wie unseren unglücklichen Nachbarn. Wäre er dazu imstande gewesen, so hätte er nun und nimmer die Schandthaten der Rebellen geduldet, — Bu Mehdi ist in Zeiten wie diesen jedoch seines eigenen Kopfes nicht sicher! . . . Und aus diesen Gründen, liebe Freunde, scheint es mir auch gefährlich, den sicher gut gemeinten Rat des Scheiks zu befolgen. Mehr als gefährlich! An-

genommen selbst, wir kämen glücklich und wohlbehalten über die Grenzen Bu Saâdas hinaus, — das ganze Plateau und die Berge ringsum wimmeln von aufsässigen Beduinen, und wehe uns, wenn wir diesen Hyänen in die Klauen fallen! Hätte ich nicht Weib und Kinder bei mir, dann ja! Dann würde ich nicht zögern, mich durchzuschlagen, dann würde es mir eine jauchzende Freude sein, der tollen Bande ein Schnippchen schlagen zu können! So aber geht es nicht. Ich muß an dieser Stätte aushalten, inmitten der Meinen, und Gott wird bei uns sein . . . Euch, Freunde, aber bitte ich: folgt dem Rate des Scheiks und überlaßt uns unserem Schicksal. Ihr seid wehrhafte Männer und könnt Euch mit Schwert und Flinte den Weg ins Freie bahnen. Gebt mir Eure Hände und nehmt meinen Dank und mein Lebewohl!"

Aller Hände schlugen ein, dann aber sagte Negli, kurz und in bündiger Weise:

„Reden wir nicht weiter davon, Meister, — ich für mein Teil bleibe!"

Und Professor Sommer fügte hinzu:

„Mit Ihrer Erlaubnis auch ich, da ich noch mit Ali Suël abzurechnen habe und — enfin, mich interessiert die ganze Geschichte!"

„Ich weiche nicht eher von der Stelle, ehe ich nicht Ali Suël habe hängen sehen," bemerkte Sandro, und die beiden Inspektoren drängten sich an Cherbonne, nahmen seine Hände und riefen bewegt:

„Schicken Sie uns nicht fort, Herr, es wäre grausam! — Was soll's! Wir sind ledige Leute und haben nichts zu verlieren und basta damit! — Schlagen wir uns hier, auf dem Boden, der auch uns mit ernährt hat, mit dem braunhäutigen Pack herum oder drüben im Hochland oder in den Bergen, denn entrinnen werden wir den Burschen kaum, — ich denke, das bleibt sich gleich! Toulone, ist's nicht so?" — „Gerade so ist's, Kollege!" —

Über das wetterharte Gesicht Cherbonnes zuckte

es in verhaltener Rührung. Er drückte und preßte die Hände der Umstehenden und rang nach Worten.

„Das thut mir wohl," sagte er, „ich danke Euch allen zusammen und danke jedem einzelnen. Aber es geht nicht so. Ihr dürft nicht um unsrer-willen zurückbleiben — nein, Ihr dürft es nicht . . ."

„Hören Sie, Meister," warf Negli ein, „mir ist, als Sie uns den Brief des Scheiks vorlasen, en passant ein anderer Gedanke zur Rettung ge-kommen. Wie weit ist von hier aus die nächste Militärstation entfernt?"

„Das wäre Batna — etwa zwei Tagemärsche."

„Und wann ist es auf einem guten Gaule zu erreichen?"

„Ich taxiere, in achtzehn bis zwanzig Stunden."

„Schön, Meister, dann schlage ich folgendes vor: ich tusche mir mein Romagnolengesicht sepia-farben an, um einen angenehm kabylischen Eindruck zu erwecken, werfe mich in arabische Nationaltracht und jage en pleine carrière nach Batna, um Ihnen von dort aus bewaffnete Hülfe zu bringen. Ein-verstanden?"

„Ob ich es bin?" rief Cherbonne zurück. „Drei oder vier Tage werden wir uns schon gegen die Aufrührer zu verteidigen wissen! Aber kennen Sie den Weg nach Batna?"

„Verdammt — den kenn' ich allerdings nicht! Halt da, ich werd' mir den Hamed mitnehmen, der kennt jeden Strauch im Hodna und ist ein zu-verlässiger Bursche! Hamed, komm einmal her!"

Der Neger grinste vor Freude über die bevor-stehenden neuen Abenteuer. Der Aufstand ließ ihn gleichgültig; was kümmerten ihn, den Sohn einer heißeren Zone, die Interessen jenes braunen Volkes, das den schwarzen Menschenschlag allezeit mehr unter-drückt, gepeinigt und verfolgt, als es jemals die Weißen gethan hatten? Er haßte Kabylen und Araber, und konnte man ihnen einen Schabernack spielen, war's ihm schon recht.

In aller Eile wurden die nötigen Vorbereitungen getroffen. Der Pferdestall der Farm befand sich in unmittelbarer Nähe des Wohnhauses, so daß die beiden Gäule unbemerkt herangeschafft werden konnten. Giorgio färbte sich mit einem Extrakt aus Nußblättern, den Toinette bereitete, Gesicht und Hände und glich nun, mit seinem dunklen Teint, den schwarzen Augen und Brauen und dem gleichfarbigen Bart entschieden dem arabischen Typus, eine Ähnlichkeit, die das Kostüm, der Garderobe Cherbonnes entnommen, natürlicherweise noch mehr erhöhte. Giorgio sowohl wie Hamed bewaffneten sich scharf; außer der Büchse trug jeder noch ein kleines Arsenal, je zwei Pistolen und ein langes Dolchmesser im Gürtel.

Man wartete auf den Beginn der Dunkelheit ehe man sich zum Abritt fertig machte. Merkwürdigerweise ließen die Araberhorden sich nicht wieder sehen, nur dumpfes Gelärm und Feuerzeichen am Himmel gaben Kunde davon, daß sie ihre verderbliche Thätigkeit noch nicht eingestellt hatten. Cherbonne vermutete nicht mit Unrecht, daß es dem Scheik gelungen sein könnte, sein rebellierendes Volk bis dahin von einem erneuten Angriff auf die Farm abzuhalten — er wußte aber auch ganz genau, daß diese Ruhepause nicht lange währen würde.

Gegen Mitternacht wieherten die Pferde Neglis und Hameds am hinteren Eingange des Hauses. Mit raschen Worten verabschiedete sich Giorgio von den Bewohnern der Farm, als er aber Toinettes Hand ergriff, da zuckte es seltsam durch sein Herz; ein wehes Gefühl überkam ihn, und er spürte, daß auch die kleine Hand zitterte, die er in der seinen hielt. —

„Vergessen Sie mich nicht," sagte er leise, „auch wenn ich nicht wiederkommen sollte!"

Ihre Lippen bewegten sich, als ob sie antworten wollte, aber sie vermochte kein Wort zu sprechen. Es lag zentnerschwer auf ihr.

Er wandte sich und eilte hinaus. Hamed half

ihm in den Sattel und schwang sich dann selbst auf sein Pferd.

„Adieu und auf Wiedersehen!“ — „Glückliche Fahrt!“ — „Mit Gott!“ tönte es in flüsternden Lauten herüber und hinüber — und die Reiter sprengten davon.

Giorgio hatte nur das letzte „Mit Gott!“ vernommen. Es klang in seiner Seele wieder, und als er zum Himmel aufschaute, schien es ihm, als lese er dies „Mit Gott!“ auch oben zwischen den Sternen.

Die Reiter gelangten unangefochten ins Freie. Sie umritten in weitem Bogen die Bu Saâda umkränzenden Palmenhaine und schlugen den Weg in die Berge ein, die das Plateau von Norden nach Süden durchzogen. Die Nacht war hell, so daß man ziemlich weit in die Ferne sehen konnte, aber nichts Verdächtiges zeigte sich. Am Hange des Bergrückens sah man die dunklen Umrisse der Hütten und Zelte eines Beduinenlagers, dann that sich vor den Reitern schwarzgähnend die Schlucht auf, die zwischen schroffen Wandungen nach dem Nordteile des Hodna führt.

Die Sonne stieg auf, als Giorgio und Hamed aus den üppigen Triften dieser Berge, über deren Grassandalen sich ein buntes Meer von Wachsblumen, Kamillen, Orchideen aller Art, von Ringelblumen und flammend rotem Schotenklee wiegte, wieder in die Ebene kamen. Hinter ihnen lag der graudüstere, kaum vom Winde bewegte Spiegel des Hodna-Sees und vor ihnen breitete sich weit, weit die Steppe aus. Langsam stieg nun wieder der Boden an, und gegen Mittag sah man in der Ferne die gewaltigen Felspartien, in deren Schatten die Oase El Kantara liegt, von den Arabern Foum es Sahâra, der „Mund der Wüste“ getauft, der Calceus Herculis der Römer.

El Kantara mußte umgangen werden, denn gerade dort sollten, nach den Erzählungen Cherbonnes, die Aufständischen furchtbar gehaust haben, und es war nur allzu wahrscheinlich, daß sie sich hinter dem sicheren Port dieser unzugänglichen Felsmassen auch

jetzt noch versteckt hielten, wenn sie nicht inzwischen bereits von den Franzosen weiter zurückgedrängt worden waren. Die beiden Reiter hielten demzufolge mehr die Richtung nach Norden ein und trabten auf der breiten, öden Hochebene weiter, zu der sich die gewaltigen, mit schwarzgrünen Cedernwäldern bedeckten Gebirgsgruppen des Tuggur und der Aures hinabsenken. Einmal schien es den Reisenden, die nur am Morgen eine kurze Rast gemacht hatten, um dem Magen etwas von den mitgeführten Erfrischungen anzubieten, als tauche rechts von ihnen, in einer Entfernung von kaum einer Meile ein Trupp berittener Beduinen auf, aber wie eine flüchtige Fata Morgana verschwand die Erscheinung in den nächsten Minuten wieder ihren Augen.

Dafür begann sich in den späteren Nachmittagsstunden, als die beiden bereits die Riesenhäupter des Djebel Tuggur vor sich auftauchen sahen, an deren Fuße Batna liegt, ein anderes bedrohliches Anzeichen bemerkbar zu machen. Im Westen stieg, mit reißender Schnelligkeit sich ausbreitend, eine dunkle Wolke empor, ein schwarzer Ballen, der sich wirbelnd über die Ebene fortwälzte.

„Der Samum!“ rief Giorgio. „Vorwärts, vorwärts, Hamed! Versuchen wir dem Sturm zu entfliehen!“

Der Neger spähete, seinem Gaule die Zügel frei gebend, scharfäugig nach der Wolke hinüber.

„Nein, Herr,“ schrie er plötzlich, „is sich nich Samum, is sich nich Wolke, is sich Heuschrecke! Aber auch Heuschrecke is sich schlimm — he — o — eh!“

Mit gellendem Schrei trieb er sein Pferd zu fliegender Karriere an. Aber schneller als die beiden Renner flog der Heuschreckenschwarm. Riesengroß wuchs plötzlich die Wolke an, und eine Minute später bäumten die Gäule auf, und den beiden Reitern wurde es dunkel vor den Augen, während

ein unaufhörlich rasselndes Geräusch in ihren Ohren wiedertönte.

Giorgio schlug mit den Schößen seines Burnusses um sich, aber es war unmöglich, die ekelhaften Tiere zu verscheuchen, die seine ganze Gestalt bedeckten und über sein Gesicht krochen und flatterten, so daß er kaum die Augen, geschweige denn den Mund öffnen konnte. Er schlug Dutzende tot und zu Boden, aber was waren diese Dutzende gegen die Milliarden von Ungeziefer, welche die Luft so dicht füllten, daß es urplötzlich Nacht geworden zu sein schien! Giorgio schaute sich nach Hamed um, der sein scheu gewordenes, wild prustendes Pferd zu beruhigen versuchte und dabei mit dem ausgestreckten rechten Arm nach nordöstlicher Richtung zeigte. Negli verstand den landeskundigen Schwarzen; der Schwarm zog schräg — südwestlich — über die Ebene, wenn man nach entgegengesetzter Richtung vorwärts drang, mußte man unbedingt ins Freie kommen. Und Giorgio legte die Schenkel so fest an die Weichen seines Tieres, daß es vor Schmerz laut aufwieherte und dann blindwütig vorwärts stürmte. Unter seinen Hufen wurden hundert und aber hundert der gefräßigen Geschöpfe zerdrückt, zerquetscht und zermalmt, aber tausend andere hefteten sich auf dem Fell des Schimmels fest, krochen ihm in die Ohren und Nüstern, bedeckten es vollständig und über und über — ein Regen, eine wahrhafte Sintflut von Heuschrecken! Auch Giorgio wurde fast besinnungslos, war einer Ohnmacht nahe. Das widerwärtige Viehzeug, das sich in seinen Kleidern einnistete und mit einförmigem Rasseln über sein Gesicht rauschte, erregte einen hohen Grad von Ekel in ihm. Er fühlte die Heuschrecken auf seinem bloßen Fleische, und wenn er die Zügel kürzer faßte, zerdrückte er Massen der kleinen Bestien mit seinen Händen. Und dabei unaufhörlich das gleiche, nervenpeinigende, rasselnde Geräusch des Flügelzusammenschlagens — es war zum wahnsinnigwerden! Röchelnd und Schaum werfend galoppierte der

Schimmel vorwärts, aber aus dieser lebendigen Wolke schien es kein Entrinnen zu geben. Giorgio fühlte sich todesmatt, und unwillkürlich öffnete er den Mund, Hamed, den er garnicht mehr sah, um Hülfe zu rufen — und nun fühlte er auch auf der Zunge und zwischen den Zähnen das Eindringen der widerlichen Insekten. Ekel und Abscheu quoll so heftig in ihm empor, daß ihm übel wurde; er spürte, daß seine Gedanken sich zu verwirren begannen — im nächsten Augenblicke mußte er ohnmachtumfangen vom Pferde stürzen, mitten in die ungeheure Masse der Insekten hinein . . .

Da wurde es plötzlich hell, ganz hell um ihn, ein erfrischender Luftzug strich über ihn fort, er hörte den Ruf Hameds: „Allah sei gelobt, Herr — das war ein schweres Stück Arbeit!“ und unmittelbar darauf eine ihm gleichfalls bekannt klingende Stimme:

„Schießen Sie nicht, Mr. Jamesson! Wir wollen die Kanaillen lebendig fangen!“

Die Wolke der Heuschrecken rasselte weiter, von der entgegengesetzten Seite aber flogen sechs bis acht Berittene in französischer Uniform auf Hamed und Negli zu.

„Ergebt Euch!“ schrie einer der Franzosen und schwang den blanken Säbel hoch in der Faust, „Ihr seid uns're Gefangenen!“

Jetzt erst wich die nervöse Befangenheit von Giorgio, deren Bann er nicht so rasch abzuschütteln vermocht hatte, und auch seine Augen sahen klarer, sahen in tiefblauen Dunst verschwimmende Berghänge und am Fuße derselben ein ausgedehntes Zeltlager, ein wimmelndes Volk bunt gekleideter Menschen darin, Fahnen und Standarten, blitzende Bajonette — und sah die daherstürmenden Franzosen.

„Hollah,“ rief er zurück, „aufgeschaut, wir sind Freunde und bringen Nachricht aus dem Aufstands-gebiet!“

Er verstummte plötzlich, und seine Augen vergrößerten sich. Einer der französischen Reiter hatte

dicht vor ihm seinen Gaul pariert. Die Gesichter der beiden Männer starrten einander an — mit jähem Erstaunen, mit Schreck gepaart.

Leise bewegten sich die Lippen Giorgios.

„Le — pro," sagte er und lauter und fragend: „Lepro?!"

Der andere schrie auf und sein Säbel schwirrte durch die Luft.

„Giorgio Negli — Du? Bist Du noch nicht tot? Lebst Du immer noch, und immer in Maske? Denk' an den Monat Mai!"

Und der blanke Stahl sauste herab. Schwerfällig und ohne Schrei stürzte Giorgio vom Pferde, aber brüllend vor Wut warf sich der Neger auf den Angreifer. Schüsse knatterten.

Aus dem Lager sprengte Hülfe herbei. Man hatte die Schüsse gehört und fürchtete einen Überfall durch umherstreifende Beduinen. Eine Abtheilung Spahis und das Reiterkorps der Fremdenlegion, das die Vorhut des Camps bildete, flog über die Ebene — im nächsten Augenblicke schon war Hamed vom Pferde gerissen und entwaffnet.

„Laßt mich frei!" keuchte der Schwarze. „Hamed will zum Herrn General! Hamed hat sich wichtige Botschaft! Hat armen fremden Herrn verteidigen wollen — is sich schurkischer Hund der da drüben, der armen fremden Herrn niedergeschossen hat!"

Ein Offizier drängte sich durch die Gruppe hindurch.

„Was giebts?" fragte er. „Was ist geschehen?"

„Nichts von Bedeutung, mein Kapitän," entgegnete Radolfo salutierend. „Korporal Jamesson und ich hatten mit acht Mann des Reiterkorps der Legion die Spitze der Vorhut. Wir sahen diese beiden Leute in Beduinentracht plötzlich aus der vorüberschwärmenden Heuschreckenwolke auftauchen und hielten sie für Spione, eine Ansicht, in der ich um so mehr bestärkt wurde, als ich in dem einen der beiden, einem verkappten Italiener, einen Burschen wieder

erkannte, den ich an anderer Stelle schon einmal als Spion entlarven konnte. Da der Mann auf mich einschlug, so blieb mir nichts anderes übrig, als gleichfalls von meiner Klinge Gebrauch zu machen."

„Is sich Lügner, is sich falscher Mann!" schrie Hamed dazwischen; dann faßte der Korporal Jamesson an sein Käppi.

„Gestatten Sie, mein Kapitän, daß auch ich ein Wort der Aufklärung gebe," sagte er mit finsterem Seitenblick auf Radolfo. „Unteroffizier Radolfo hat nicht ganz genau berichtet. Ich wage nicht zu entscheiden, ob der Unteroffizier es thatsächlich überhört hat oder ob er es überhören wollte, daß der von ihm Verwundete uns mit lauter Stimme zurief: ‚Wir sind Freunde und bringen Nachricht aus dem Aufstandsgebiete!' Der Verwundete hat auch nicht zuerst seine Klinge gebraucht, sondern der Unteroffizier Radolfo hieb ohne weiteres auf ihn ein! Ich halte es für nötig, dies der Wahrheit gemäß festzustellen und rufe die acht Mann der Vorhutspitze als Zeugen dafür an."

„Wir werden die Zeugen hören, wenn es notwendig werden sollte, gegen den Korporal einzuschreiten," entgegnete der Kapitän. „Zunächst möchte ich einmal wissen, mit wem wir es zu thun haben. Wo kommt Ihr her, Schwarzer?" wandte er sich an Hamed.

Der Neger erzählte den Zweck der Mission Neglis, für die überfallenen Kolonisten in Bu Saâda Hülfe zu erbitten. Der Kapitän hörte dem Kauderwelsch des Schwarzen mit Aufmerksamkeit zu und seine Stirn faltete sich dabei; er schüttelte unwillig den Kopf.

„Sie werden sich vor dem Kriegsgericht zu verantworten haben, Unteroffizier Radolfo!" sagte er heftig. „Es ist eine Barbarei, einen wehrlosen Mann niederzuschlagen! Daß dieser Mann ein Europäer ist und in besonderem Auftrage, wenn auch in Verkleidung, zu uns kam, verschlimmert Ihre Sache noch mehr! Korporal Jamesson, nehmen Sie dem Unter-

offizier seine Waffen ab und führen Sie ihn in den Arrest; die Untersuchung wird das Weitere ergeben."

Schweigend und in finsterem Trotze schnallte Radolfo seinen Säbel ab und zog sein Pistol aus dem Gürtel; Jamesson nahm die Waffen an sich. Der Kapitän war inzwischen vom Pferde gestiegen und beugte sich über den wie leblos am Boden liegenden Körper Reglis. Der Hieb hatte das Schulterblatt getroffen und eine tiefe Wunde gerissen; über den vom scharfen Stahl zerschnittenen Burnus rann dunkelrotes Blut.

Auf den Befehl des Kapitäns stiegen vier Spahis von ihren Pferden und nahmen den Verwundeten vorsichtig auf.

„Nach dem Lazarett!" ordnete der Offizier an, und dann wandte er sich an Hamed zurück: „Du, Bursche, folgst mir zum Kommandierenden!"

* * *

Batna, heute eine aufblühende Stadt an der Eisenbahnlinie, die von der Küste aus über Constantine nach dem Rande der Sahâra führt, existierte zur Zeit unserer Erzählung erst ein Jahr. Es war 1848 auf derselben Stelle gegründet worden, auf der die französisch-algierische Armee vier Jahre vorher ein großes Feldlager im Kampfe mit den Rebellen Abd el Kaders bezogen hatte. Am Fuße des Djebel Tuggur gelegen, der mit seinem dunklen Cedernhaupte das ganze Hochland beherrscht, gleicht Batna mit seinen schnurgraden, sauber gehaltenen Straßen einer neu aus der Erde gewachsenen amerikanischen Stadt. Bei seiner Gründung mochten dieselben strategisch-politischen Gründe mitgesprochen haben, die achtzehn Jahrhunderte vorher den römischen Imperator veranlaßten, auf gleichem Platze, oder wenigstens in unmittelbarer Nähe desselben, in dem nur wenige Kilometer von

Batna entfernten Lambessa, seiner berühmten „afrikanischen Legion“, der dritten, ein Standquartier anzuweisen.

Nach den Bergen zu, vor der Porte de Setif, lag das aus einem langen, schuppenähnlichen Holzbau bestehende Hospital, in das man den verwundeten Negli gebracht hatte. Der diensthuende Arzt hatte die Wunde nicht für lebensgefährlich erklärt und Giorgio, bei dem sich Fiebererscheinungen bemerkbar zu machen begannen, nur Pflege und Ruhe verordnet. Er wurde entkleidet, verbunden und gewaschen, so daß unter der künstlichen Braunfärbung von Gesicht und Händen wieder sein natürlicher Teint sich zeigte, und dann in jene Abteilung des Lazaretts überführt und dort zu Bette gebracht, in welcher sich die leichter Kranken befanden. Hier schalteten und walteten ernstfrommen Gesichts und mit nimmer ermüdenden Händen die Schwestern vom Orden des sterbenden Heilands, den der Erzbischof von Algier vor etwa drei Jahren zur speziellen Pflege der in der Algérie verwundeten Soldaten gegründet hatte, und der sich aus fast allen Klöstern des Mutterlandes rekrutierte, denn nur Nonnen, die wenigstens schon zwölf Monate hindurch den Schleier getragen hatten, fanden Aufnahme in dieser, der Barmherzigkeit geweihten Gemeinschaft edler Frauen.

Gegen Abend begann das Fieber Giorgios einen bösartigeren Charakter anzunehmen, so daß der Arzt, der die ganze Verwundung wohl etwas zu leicht genommen hatte, sich genötigt sah, zu beruhigenden Medikamenten und Eisumschlägen zu greifen. Die fromme Schwester, die mit der Pflege Giorgios beauftragt worden war, wich nicht mehr von seinem Lager. Schweigende Hülfe spendend saß das schlank gewachsene junge Weib in der schwarzen, nur über der Brust ein großes weißlinnenes Kreuz zeigenden Gewandung des Ordens auf dem Schemel neben dem Bette. Auf dem durchsichtig blassen Antlitz lag es wie ein Abglanz heiligen Seelenfriedens

und im Auge ruhige Milde, Entsagung und alles versöhnende Güte.

So saß diese junge Frau vom Abend bis zum dämmernden Morgen wachend neben Giorgio Negli und behütete sein Leben. Als um die Mitternacht die Fieberkrisis ihren Höhepunkt erreichte und der Delirierende oftmals, glühenden, verzückten Gesichts und mit dem Ausdrucke heißer Leidenschaftlichkeit den Namen Toinette stammelte, da glitt ein unbeschreiblicher Zug von Weltentrücktheit über das bleiche Gesicht der Pflegerin, und während sie mit den leise zitternden, schlanken und weißen Fingern die Umschläge auf der Stirn des Kranken erneuerte, flüsterten ihre Lippen voll Inbrunst:

„Gott der Gnade, Du bist die Kraft und das Leben und die Erlösung! Heilige Mutter, stärke mich, daß meine Hand nicht erlahme, diesen Kranken zu pflegen, und gieb ihm die Gesundheit wieder . . .“

Und sie schlug ein Kreuz über der heißen Stirn des Fiebernden und nahm wieder auf dem niedrigen Schemel am Bettrande Platz, und ihre Gedanken kehrten zurück in die Zeit, da sie noch nicht den Schleier genommen, da sie noch als Blanche Boulbon der Welt angehört hatte. Und sie dachte daran, wie sehr sie einst diesen geliebt hatte, der da krank und erschöpft vor ihr lag, und wie dann ein anderer gekommen war, sich in ihr thörichtes Herz hineinzustehlen . . . Dabei krampften sich aber die gefalteten Hände fester ineinander und leise stöhnende Laute zitterten über ihre Lippen. Sie betete wieder — um Kraft der Entsagung — o, um Kraft, nur um Kraft, das klopfende Herz zu ertöten, das immer noch jenem Unwürdigen gehören wollte, um dessenwillen sie der Welt entsagt hatte! —

Als der Morgen heranbrach, und über die kleinen Fensterscheiben des Krankensaales purpurne Lichter huschten und das dunkle Haupt des Djebel Tuggur sich mit einer Gloriole aus Gold und Flammen zu schmücken begann, da war das stürmende Herz ruhiger

geworden. Und als Blanche sich dann über den Patienten beugte und sah, daß die Krisis vorüber und Giorgio ruhig atmend entschlummert war, da neigte sie das junge, schwergeprüfte Haupt tief auf die Brust herab und sprach leise:

„Herr Gott, ich danke Dir!“ —

Zweites Kapitel.

Sturm und Trümmer.

Wieder war es Abend geworden, — Abend nach einem schweren Tage für die Bewohner der Farm Cherbonnes bei Bu Saâda. Der Löwentöter mit den Seinen und den Gästen des Blockhauses waren die letzten lebenden Europäer in der Oase, — alle übrigen waren, soweit sie nicht rechtzeitig zu fliehen vermochten, erbarmungslos und mit kannibalischer Wut von den Eingeborenen niedergemetzelt worden. Die Nachricht, daß die Aufständischen zwischen Biscara und Zaatscha einen Sieg erfochten hatten und daß der Kommandant von Biscara, Oberst Saint-Germain, in dieser Schlacht sein Leben verloren, flammte den Fanatismus der Rebellen zu lodernden Flammen an. In toller Verzückung predigte Sidi Abd Allah, der Marabut, allgemeine Befreiung vom Drucke der Franzíß und entrollte vor den Ohren seiner Zuhörer glänzende Phantasiebilder von einem neuen großen arabischen Reiche unter dem Schutze der grünen Fahne, dem heiligen Banner des Propheten. Und in diese Phantasien hinein, die der A te mit der ihm eigenen glühenden Beredsamkeit vorzutragen wußte, klang immer und immer wieder das kreischende „Tötet! Tötet!“ und die Mahnung an jenen furchtbaren Blutschwur vor den Lorbeerhecken der Afri Alili in den Bergen des Tebergin.

Gegen den wachsenden Fanatismus des blutrunkenen Pöbels konnte Scheik Bu Mehdi nichts

mehr ausrichten. Dieser junge Araber, der die abendländische Kultur lieben und schätzen gelernt hatte und den nur noch der Glauben seiner Väter mit auch schon gelockerten Fäden an seiner gesunkenen Nation festhielt, hatte Mühe, in den immer höher schlagenden Flammen des Aufruhrs sich selbst zu schützen. Sidi Abd Allah wütete auch gegen ihn als einen heimlichen Anhänger der Fransiß, und schon einmal war eine von unsichtbarer Hand abgefeuerte Flintenkugel, die bestimmt schien, den Scheik zu töten, haardicht an ihm vorüber geschwirrt. Mit bitterem Schmerz sah er sich gezwungen, Cherbonne mit den Seinen aufzugeben; noch länger der Kolonistenfamilie Schutz zu gewähren, war gleichbedeutend mit seinem eigenen Untergange, Bu Mehdi litt schwer in diesen Tagen. Ihm dünkte, als sei er vom Schicksal dazu verurteilt worden, die Schuld seines verstorbenen Vaters zu sühnen, der zum Hehler eines verbrecherischen Fälschers geworden war. Und diese Hehlerschaft hatte er, der Sohn, übernehmen müssen, denn er wußte wohl: wagte er es, aus eigenem Antriebe gegen ben Ali Suël einzuschreiten, so war es sicher, daß der Schurke an öffentlicher Stelle die Verbrechen Sidi Ahmeds, die aus den seinen hervorgegangen, enthüllte. Und höher als der Frieden seiner Seele stand Bu Mehdi der gute Ruf, den sein Vater bei Freund und Feind genossen hatte und den er ängstlich sich mühete, aufrecht zu erhalten. —

Wieder war es Abend geworden, — Abend nach einem schweren und heißen Tage. Die Umgebung des Blockhauses, das Cherbonne mit seiner Familie bewohnte, ließ sich kaum wiedererkennen: die Araber hatten in ihrer Vernichtungswut die blühende Farm in eine Wüste verwandelt. Alles war zerstört worden, alles: die Mühlen am Uëd Remel, die Olivenpressen, die Magazine; über die Felder war das empörte Volk gezogen und hatte die schon in Garben stehende Herbsternte in Flammen aufgehen lassen; aus den Vieh-

ställen hatte man die Rinder geraubt, und die schönen, langhaarigen Schafe, deren Wolle den Stoff zu den feinsten Geweben liefert, erwürgt, geschlachtet oder in die Weite gejagt. Selbst an Baum, Strauch und Blume hatte die rachgierige Hand des Empörers sich vergriffen; alles, was blühte und duftete, war schonungslos ausgerissen und niedergetreten worden; die Treibhäuser hatte man zerstört, und auf den Plantagen die Feigen und Dattelbäume zum Teil abgehauen und gesägt, die jungen Olivenschonungen und die Rebenbauversuche Cherbonnes der Erde gleich gemacht.

Von der Zinne seines Dar sah der Scheik dieser Verwüstungsarbeit zu, und heißer Grimm stieg in seine Seele. Nie hatte er die Ohnmacht seiner Stellung mehr verwünscht als in dieser Stunde, da er unthätig zuschauen mußte, wie sein Volk den Besitz dessen zerstörte, der immer sein Freund gewesen war und der sein Land von Panthern und Löwen befreit hatte! — Und auch drüben, im Blockhause Cherbonnes, stand ein bleicher Mann hinter verbarrikadiertem Fenster und starrte entgeistert in das Toben der Menge hinein, die ihn zum Bettler machte. Und er biß die Zähne aufeinander und seine Hände ballten sich. Auch er war verdammt, unthätig zuzuschauen, wie man die Arbeit seiner fleißigen Arme mutwillig der Vernichtung Preis gab, denn er durfte das Haus nicht verlassen, das seine Frau und seine Kinder barg. Er war auf die Verteidigung dieses letzten, was sein war, angewiesen.

Gehetzt durch die unaufhörlichen Brand- und Blutreden des Marabut, hatte der Pöbel gegen Mittag einen wütenden Sturm auf das Blockhaus unternommen. Aber das kochende Wasser, das von dem flachen Dache herab sich plötzlich in Strömen auf die braunen Halunken ergoß, die an den Wänden und den Fenstergesimsen empor zu klettern versuchten, hatte die heulende Bande bald wieder vertrieben. Seitdem entfalteten die Araber in weiterer Entfernung

des Hauses eine geräuschlosere Thätigkeit. Cherbonne hatte durch sein Teleskop beobachten können, daß sie jenseit der Gartenmauer tiefe Löcher in die Erde wühlten und herüber und hinüber Gräben zogen. Die Ungewißheit, was diese Wühlarbeit zu bedeuten habe, beunruhigte den Kolonisten. Wollten die Aufrührer Minen legen, um das Blockhaus in die Luft zu sprengen? — Fast hatte es den Anschein, — und immer qualvoller grub sich die Sorge ein in das Herz Cherbonnes. Wenn Negli und seinem Begleiter auf dem Wege nach Batna ein Unglück zugestoßen war, wenn das Militär von der Empörung in Bu Saâda keine Nachricht erhalten hatte, so war Cherbonne mit all' den Seinen verloren! —

Die zunehmende Dämmerung hatte die Frauen im Farmhause genötigt, Licht in den Zimmern zu entzünden. Frau Anne schritt in stillschweigender Geschäftigkeit durch die Gemächer; sie klagte nicht mehr, — der Heroismus ihrer Tochter hatte ihr als leuchtendes Vorbild gedient. Und in der That, es war bewunderungswürdig, Toinette in diesen Tagen der Gefahr schalten und walten zu sehen. Sie sprach wenig, und blaß war ihr Gesicht. Aber keinen Augenblick verlor sie ihren Mut und ihre Kaltblütigkeit, — und als am Mittage die wüste Rotte das Haus zu stürmen versuchte, da war sie die erste, die das kochende Wasser auf das Dach schleppte und die Gefäße über den Köpfen der Rebellen leerte, und dann griff sie nach ihrer Flinte und schoß in den kreischenden Haufen hinab, und jeder ihrer Schüsse traf. Ihre Hand zitterte nicht und ihr Blick war adlerscharf.

Die Insassen des Hauses kannten sie zur Genüge, ihnen war der Mut und die ruhige Entschlossenheit Toinettes nichts Fremdes. Anders war es bei Sommer und Sandro. Der Professor erschöpfte sich in Lobeserhebungen und versicherte Toinette lachend, — denn dem jungen Gelehrten war auch in dieser ernsten Zeit der Humor nicht ausgegangen, — daß er ihr in

der Beschreibung seiner algierischen Studienfahrt, die er zu veröffentlichen gedenke, ein leuchtendes Denkmal setzen werde. Sandro aber starrte nur immer mit großen, bewundernden Augen dem herrlichen Mädchen nach, — mit Augen, die ein allmähliches Erwachen der Seele widerzuspiegeln schienen.

Und so war es wirklich. Die Seele in Sandro, die jahrelang durch schlechte Instinkte in Betäubung gehalten worden war, feierte ihr Erwachen. Ein Schleier fiel von ihr herab, jener nachtschwarze Schleier, in den Satanas die ihm verfallenen Seelen einhüllt. Das Göttliche der Liebe hatte diesen Schleier zerrissen.

Zum erstenmale in seinem Leben fühlte Sandro sein Herz schmerzen. In der letztverflossenen Nacht hatte er in einem Zimmerwinkel gekauert, schlaflos und mit brennenden Augen, und die Hände fest auf das Herz gepreßt, das nicht Ruhe geben wollte. Es war dunkel um ihn, aber hell leuchtend sah er immer und immer das Bild Toinettes vor sich, ihr blasses, süßes Gesicht mit den glänzenden braunen Augen und ihre reif erblühte, schlanke Gestalt. Wie ein Sturmwind durchrüttelte diese Liebe seine leidenschaftliche Natur und weckte tausend Schmerzen in ihm. Und inmitten dieser Schmerzen tauchte gespensterhaft das Bewußtsein seiner moralischen Verworfenheit auf und erfüllte ihn mit Entsetzen. Mit Entsetzen, weil zum erstenmale reine und edle Regungen seine Seele durchströmten und weil er die Nichtigkeit seines verbrecherischen Strebens zu fühlen begann. In der That, — was hatte er denn erreicht? Die Irrfäden seines schlau angesponnenen Planes hatten ihn bis in die Wüste geführt, aber zu einer glücklichen Lösung hatte er es nicht zu bringen vermocht. Seine ganze Schlauheit hatte an dem durchdachten Raffinement eines noch größeren Schurken kläglich Schiffbruch gelitten . . .

Als nach dieser Nacht der Morgen emporstieg und Sandro mit fahlem Gesicht und tiefliegenden

Augen aus seiner Ecke hervorkroch, da hatte ein ganzer Schwarm guter Geister die ersten Breschen in sein verhärtetes Herz gelegt und sich in ihm eingenistet. Sandro fühlte sich unsagbar elend und der Jammer drückte auf ihn; das aber war der erste Triumph des Guten! — —

Die Stimme Cherbonnes rief nach Sandro und Sommer, die sich im großen Wohnzimmer befanden und gemeinsam mit den Frauen Patronen füllten.

„Auf wenige Minuten, meine Herren!“ rief der Kolonist in den Saal. „Ich weiß nicht, was die Halunken wieder vorhaben, — schauen Sie einmal hinüber! . .“

Man stieg auf die Plattform des Hauses und äugte durch das Fernrohr Cherbonnes. In dichten Haufen wimmelten die Araber hinter der zum Teil niedergerissenen Gartenmauer umher; weiter an das Haus heran wagten sie sich nicht, hier aber entfalteten sie eine beunruhigende Thätigkeit. Obwohl die Dämmerung sich schon in grauen Schatten herabzusenken begann, konnte man noch deutlich sehen, wie alt und jung emsig an der Arbeit war, Gräben auszuwerfen, um, wie es schien, eine förmliche Belagerung des Blockhauses vorzubereiten.

„Sollten das wirklich Minen sein?“ sagte Sommer und reichte das Perspektiv Sandro hinüber. „Ich kann mir kaum denken, daß die Leute mit ihrem sicherlich nicht allzu großen Pulvervorrat so verschwenderisch umgehen werden!“

„Nein, das sind sicherlich keine Minen,“ gab Sandro zurück, „denn sehen Sie nur, die Araber leiten die Gräben nach dem Flusse zu! Vielleicht wollen sie uns unter Wasser setzen!“

Cherbonne schüttelte den Kopf.

„Ich muß sagen, ich verstehe die Halunken nicht recht,“ meinte er. „Es ist ja nicht unmöglich, daß sie uns mit einer Überschwemmung zu erfreuen beabsichtigen, — und mir wär' das schon das Liebste, denn die Vorarbeiten zu einer derartigen Berieselung

würden immer noch bis zum morgigen Abend andauern, und bis dahin muß der Succurs aus Batna eingetroffen sein, wenn Herr Negli Batna überhaupt erreicht hat. Aber ich glaube, die braunen Teufel haben irgend etwas anderes vor, und es wurmt mich, daß ich nicht weiß, was! Jedenfalls müssen wir unsere Aufmerksamkeit verdoppeln, — Herr Scanzoni, würden Sie die Freundlichkeit haben, die Nacht hindurch den Oberbefehl über die auf der Nordseite aufgestellten Wachtposten zu führen? Die Südseite wird der Herr Professor übernehmen, im Westen werde ich und im Norden wird Herr Toulone Wache halten. Hoffentlich werde ich meine Frau und Toinette bewegen können, sich ein wenig zur Ruhe zu legen, — beide bedürfen dringend des Schlafes! —"

Man kehrte noch auf eine halbe Stunde in das gemeinsame Wohnzimmer zurück. Draußen war alles still; im Gemache brannte die Öllampe auf dem großen Tische, um den sich nach eingenommenem frugalem Mahle die Insassen des Hauses gruppiert hatten. Nichts deutete darauf hin, daß ein unbarmherziger Feind vor den Mauern stand, fiebernd vor Erwartung, seinen Blutdurst an den Kolonisten zu kühlen. Man plauderte von allerhand, aber nur wenig von der Situation; die Männer vermieden absichtlich, die Frauen in Erregung zu versetzen, und die letzteren achteten dieses Zartgefühl und versuchten, auf den leichten Ton der Unterhaltung einzugehen, obwohl es ihren bedrängten Herzen schwer fiel.

Nur Sandro sprach garnicht. Er saß schweigend am Tische, mit blassem Gesicht, brennenden Lippen und Fieber im Auge. Von Zeit zu Zeit hob sich sein Blick und flog verzehrend zu Toinette hinüber. Einmal hatte sie diesen Blick, unter dem sie errötete, aufgefangen. Sie war seelisch zu sehr gereift, um nicht in diesem dunklen, heißglühenden Auge lesen zu können, und sie fürchtete sich vor dem düsteren Glanze desselben. Es durchschauerte sie.

Sie erhob sich und zog sich in ihr Stübchen

zurück. Sie sei müde und wolle versuchen, ein paar Stunden zu ruhen. Aber sie fand die Ruhe nicht. Sie kniete auf ihrem Betstuhle nieder und rang die Hände und flehte zur Gebenedeiten, — daß die glorreiche Mutter Gottes dem Manne ihres Herzens gnädig sein und ihn glücklich heimführen möge in ihre Arme. O, wie war so plötzlich in ihr die Liebe entsprossen! Wie zuckte ihr Herz, wenn sie an Giorgio dachte, an sein fragendes Auge, das tief in sie hineinzudringen schien! Und sie wußte, daß sie wiedergeliebt wurde, ohne daß er es ihr gestanden hatte. Sie hatte es in seinem Blicke gelesen, — wie sie in dem Blicke Sandros die ihn verzehrende Leidenschaft gesehen hatte . . . Und wieder erschauerte sie und faltete die Hände im Zeichen des Kreuzes. — —

Die Nacht sank mählich herab, — eine afrikanische Sommernacht mit einem Sternenmeer am lichtblauen Himmel, — heiß, schwer und drückend. Nach dem Tebergingebirge zu hing ein Wolkenballen. Wie eine drohende Riesenfaust ragte er zwischen den Bergen hervor, schwarz und wuchtig, und zeitweise zuckte es in dem dunklen Gewölk elektrisch auf: die Jupiterfaust schüttelte ihre Blitze.

Die Araber arbeiteten auch in der Nacht emsig weiter. Sie hatten mächtige Feuer angezündet, die eine zitternde Glut ausströmten. Die weißen Burnusse leuchteten weithin; nur der Lärm war verstummt, — die Arbeit schien ziemlich anstrengend zu sein und die Leute in Anspruch zu nehmen.

Der Scheik kam nicht mehr aus seinem Dar heraus, — Sidi Abd Allah, der heilige Derwisch, war zur Zeit der eigentliche Beherrscher von Bu Saâda. Er auch war es, der den teuflischen Plan ausgeheckt hatte, die letzten Kolonisten der Oase zu verderben und damit auch seine persönliche Rache an dem Löwentöter zu kühlen. Das Blockhaus Cherbonnes lag in der Niederung; nach dem Flusse zu, der sich ungestüm durch eine Felsenwirrnis Bahn gebrochen hatte, stieg das Terrain an. Der Marabut hatte

nun anbefohlen, durch ein Grabennetz den Fluß nach dem Blockhause abzuleiten. Die Schleusenvorrichtungen an den zerstörten Wassermühlen waren noch intakt geblieben und ermöglichten eine Überschwemmung der Farm, ohne daß die Bewohner Bu Saâdas zu fürchten hatten, sich selbst durch die tosenden Wasser zu schädigen. Der Marabut triumphierte. Sein teuflischer Plan mußte gelingen, — und das glimmende Auge des alten Fanatikers leuchtete auf, als er daran dachte, wie die Wellen die Leichen Cherbonnes und der Seinen auf- und niedertreiben würden. Den ganzen Schwarm der fränkischen Eindringlinge hätte Abd Allah ertränken können, — und wie würde sein Herz gejauchzt haben beim Anblick dieser hunderttausenden von blassen Gesichtern, dieser zahllosen, im Todeskampfe brechenden Augen! Nicht nur sein welker Mund, sondern auch sein mordgieriges Herz schrie unaufhörlich das gellende „Tötet! tötet!"

Es war um die Mitternacht. Der Himmel hatte sich umdüstert; schwül wehte es vom Tebergin herüber, die Wolken flogen über Sterne und Mond, — ein nahendes Wetter grollte, und am Horizonte leuchteten unausgesetzt elektrische Flammen auf Da wurde es lebendiger hinter der Gartenmauer der Farm. Die wachenden Männer im Blockhause hörten Stimmengewirr, Rufen und Schreien. „Cherbonne! Cherbonne!" tönte es weithin durch die grollende Nacht.

Von der Plattform aus sah der Löwentöter, daß sich dicht an der Gartenmauer, von zwanzig starken Armen gehalten und emporgehoben, die phantastische Gestalt Sidi Abd Allahs in die Luft erhob, — unheimlich anzuschauen im flackernden Rot der Feuersäulen . . .

„Cherbonne! — Cherbonne! — Hörst Du, Cherbonne?!"

Und der Kolonist rief zurück:

„Ich höre! Was wollt Ihr?! . ." Sein Herz klopfte stärker; der Versuch, mit ihm zu parlamentieren, ließ ihn neue Hoffnung schöpfen.

Der Marabut reckte seine dürren Arme zu den fliehenden Wolken empor. Er schrie:

„Bei Allah und bei Mohamed schwöre ich Dir, Cherbonne, es ist wahr, was ich spreche: eh' noch der Morgen dämmert, wirst Du und werden alle, die unter Deinem Dache wohnen, tot sein, wenn Du es nicht vorziehst, Dich unseren Bedingungen zu unterwerfen. Wir sichern Dir und den Deinen das Leben, wenn Ihr Euch allesamt als Geiseln in unsere Hände gebt! Wir brauchen Geiseln, denn wir wissen, daß der Fransiß auch gegen Bu Saâda anrückt. Sagst Du ja, so öffne uns Dein Haus und überliefere uns, was Du an Waffen bei Dir hast. Sagst Du aber nein, Cherbonne, so werden wir die Schleusen am Flusse öffnen, und die Wasser werden durch die Gräben, die wir gezogen haben, unaufhaltsam vorwärtsstürmen, werden niederreißen, was sich ihnen entgegenstellt, werden die Wände Deines Hauses zertrümmern und Dich und die Deinen vernichten wie die Feldmäuse, die ein Regen ersäuft, und wie die Hunde, die man in den Strom wirft, um ihrer ledig zu sein! Nun überlege, Cherbonne! Zehn Minuten geben wir Dir Bedenkzeit, — nicht länger!"

Sie scharten sich alle um ihn, die Getreuen des Hauses, aber unter ihnen war keiner, der gesagt hätte: Gieb nach!

„Es geht zu Ende, Freunde," sagte der Kolonist, und seine Stimme klang weich und dennoch fest, „aber noch ist das Ende nicht da! Wir haben uns rühmlich gewehrt bis jetzt, und schon um Frau und Kinder willen würde ich mich nicht scheuen, zu kapitulieren, wäre ich sicher, daß wir damit in Wahrheit unser Leben retteten. Aber ich glaube das Gegenteil! Nicht der heiligste Schwur von den Lippen jenes heiligen Schurken würde mir die Gewißheit geben, daß er die Wahrheit ohne jeden Hintergedanken spricht! Ich glaube und traue Sidi Abd Allah nicht! .. Freunde! Von dieser Stelle aus haben wir gesehen, wie kannibalisch unsere Nachbarn von diesen Wüsten-

Indianern massakriert worden sind, — — ich will nicht, daß mein Weib und meine Kinder lebendig einer Meute Hyänen in die Klauen fallen! Wir haben kein Erbarmen, kein Mitleid zu erwarten! — Noch habe ich die Hoffnung nicht aufgegeben, daß uns aus Batna Hülfe kommen wird, — ich glaube auch, daß unsere Feinde sich verrechnen, wenn sie meinen, das Wasser würde uns zwingen, das Haus zu verlassen! Unsere Keller sind tief und das Haus ist fest gebaut, — ich denke, wir werden der Flut trotzen können! Und nun: was soll ich Sidi Abd Allah antworten?"

Cherbonne hatte kaum ausgesprochen, als die Gestalt des Marabuts wieder über der Mauer auftauchte.

„Lassen Sie mich an Ihrer Stelle antworten, Meister," rief Sandro und sprang an die kleine Kanone, die über die schmale Brüstung der Plattform hinüberragte. „Ein Nein aus diesem eisernen Munde dürfte die zweckmäßigste Antwort sein!"

Er griff nach der Lunte. Cherbonne fiel ihm in die Arme, — aber es war zu spät. Der Schuß krachte los, — ein Schrei ertönte, und die Gestalt des Marabuts verschwand. Die Kugel hatte Sidi Abd Allah zu Tode verwundet. Ein ungeheures Gebrüll erhob sich in den Reihen der Araber, aber der Donner des höher gestiegenen Gewitters scholl noch gewaltiger. Der ganze Himmel war schwarz geworden, — der Sturm wachte auf und pfiff und kreischte und toste, — Blitz auf Blitz sauste hernieder . .

Cherbonne ließ den Mörser, um ihn vor dem zu erwartenden Regen zu schützen, auf den gedeckten Boden transportieren und aus einer Dachluke auf den Gegner richten. Dann wurden die Keller- und Parterrefenster fest verbarrikadiert, um so lange als möglich dem Eindringen des Wassers zu wehren, denn es war vorauszusehen, daß die Araber binnen kurzem die Schleusen am Uëd Remel öffnen würden. Vorläufig schien sich allerdings eine schreckensvolle Panik der braunen Ge-

sellschaft bemächtigt zu haben. Das Gebrüll hatte sich in ein wüstes Klagegeschrei verwandelt; man konnte vom Blockhause aus sehen, wie der Leichnam des Marabuts auf zwanzig Schultern fortgetragen wurde, und der ganze Schwarm folgte den Trägern. Einzelne stürzten sich längshin auf die Erde, andere zerrissen die letzten Lumpen ihrer Gewandung, griffen mit den Händen in das Erdreich hinein und warfen sich als Zeichen ihrer Trauer Sand und kleine Steine über den Kopf. Und dann streckten sie wieder die Arme wehklagend zum sturmdunklen Himmel empor oder drohten mit den Fäusten, brüllende Verwünschungen ausstoßend, nach dem Blockhause zurück . . .

Sandro war anfänglich selbst erschrocken über seine rasche That, aber Cherbonne wehrte seinen Bedenken.

„Geschehen ist geschehen," sagte er, „ich meine nur, daß eine Kugel noch viel zu gut für Sidi Abd Allah war! . . Nun aber auf die Posten! Sobald die Araber den geheiligten Körper ihres närrischen Idols in Sicherheit gebracht haben, wird der Sturm auf das Blockhaus beginnen. Der Himmel scheint sich daran beteiligen zu wollen, — es giebt einen doppelten Sturm!"

Ja, den gab es. Mit vernichtender Gewalt brauste das Wetter über die Oase. Der ganze Himmel stand in Flammen und unaufhörlich krachte und rollte der Donner, während der Orkan schrecklich im Palmenhaine wütete und in der Ebene ganze Wolken feinen Staubs mit sich führte.

Inzwischen hatten sich, des Aufruhrs in der Natur spottend, auch die Araber wieder vor dem Blockhause eingefunden. Sie hielten sich nicht mehr scheu hinter der Gartenmauer, sondern drangen bis zu der Hausthüre vor und versuchten, sie zu erstürmen. Es schien, als habe sich ihre Taktik geändert; es lag ihnen augenscheinlich daran, die Bewohner der Farm lebendig zu fangen. Aus allen Fenstern des Hauses wurde Feuer auf sie gegeben, zu Dutzenden brachen die

braunen Gestalten zusammen, aber immer neue Haufen strömten herbei. Die starke, von innen durch Eisenklammern befestigte Eichenholzthür ächzte und krachte unter dem Drucke der sich gegen sie Stemmenden.

Cherbonne hatte seine Kaltblütigkeit beibehalten, aber er war totenbleich geworden. Lange konnte der Kampf nicht mehr währen; es war fast aussichtslos, sich noch weiter gegen die Übermacht zu verteidigen. Frau Anne und die kleineren Kinder waren in einem Hintergemache untergebracht worden, Toinette aber ließ sich nicht fortweisen; sie stand dicht an der Seite ihres Vaters, — sein weiblicher Adjutant.

Der Löwentöter hatte zehn Mann um sich geschart, unter ihnen Sommer und Sandro; diese zehn standen unmittelbar hinter der Hausthür, bereit, beim Zusammenbrechen derselben die Eindringenden mit einem mörderischen Feuer zu empfangen.

Das Feuer des Himmels schien den mutigen Leuten helfen zu wollen. Als die Thüre in ihren Angeln brach und die verbogenen Eisenklammern mächtig aus dem Mauerwerk hinausgeschleudert wurden, zischte es plötzlich blendend hell durch die Luft und ein entsetzlicher Donnerschlag folgte, ein Donner, bei dem die Erde bebte . . .

Der Blitz hatte in das Blockhaus eingeschlagen, Dutzende von Menschen getötet und betäubt und die Holzverschälung der Nordwand entzündet. Die Flammen leckten am Hause empor, und der heulende Sturm blies in sie hinein und trieb ihre lodernden Schwingen weiter und weiter.

Mit schallendem Geheul zerstoben die Angreifer in alle Winde. Aber auch im Hause selbst hatten die Meisten den Kopf verloren. Die Dienerschaft floh aus dem brennenden Gebäude; Cherbonne war zu Frau und Kindern gestürzt, und Sandro hatte die ohnmächtig gewordene Toinette in seine Arme genommen, hatte seinen Burnus um ihre Gestalt geschlagen und sie in den rückwärtig gelegenen verwüsteten Palmengarten getragen. Hier bettete er sie

sanft auf die Erde nieder und blieb, die Büchse in halbem Anschlag, aufrecht und tief atmend neben ihr stehen . . .

Dem Einschlag des Blitzes war ein tosender Regenguß gefolgt, der sich immer mehr zu verstärken schien. Und dann ertönte auf einmal in der Ferne ein neues, seltsames Geräusch: ein dumpfes Krachen, ein Brodeln und Zischen, — und eine ungeheure Flut wälzte sich schäumend heran, brach durch die Reste der Gartenmauer, zertrümmerte die Kellerfenster des Hauses und ergoß sich durch das Erdgeschoß. Die Schleusen am Uëd Remel waren geborsten oder von Frevlerhand geöffnet worden, und die Wasser suchten Abfluß in den Grabengängen, die Sidi Abd Allah hatte auswerfen lassen.

Die Flammen, die der Blitz entzündet, waren gelöscht, nun aber stand das Wasser im Bunde gegen die unglücklichen Kolonisten.

Was noch lebendig im Hause war, flüchtete auf den Boden. Hierher hatte Cherbonne auch die Seinen schaffen lassen, und hier hält er Musterung. Die Dienstboten waren sämtlich geflüchtet, zwei Arbeiter der Farm und den Inspektor Toulone hatte der Blitz getötet. Aber wo waren Sandro und Toinette? . .

„Toinette! Toinette!“ gellte der Ruf Frau Annes verzweiflungsvoll durch das Haus, während Cherbonne und Sommer alle Räume nach der Fehlenden durchsuchten. Da stieg ganz plötzlich an der Treppenwendung eine dunkle Gestalt vor den beiden auf.

„Sandro!“

„Ja, ich bin's, Meister,“ antwortete Sandro, an dessen Armen das zitternde Mädchen hing, „und hier bringe ich Ihnen Ihre Tochter zurück. Der Blitz hatte sie betäubt, und da suchte ich Zuflucht mit ihr unter den Palmen . . . Nun aber, — — ja, Herr, hören Sie denn nichts?!“

Man lauschte. Das Gewitter hatte sich ausgetobt, und durch den nur noch leise grollenden Donner konnte man deutlich das rasche Geknatter von Gewehr-

feuer unterscheiden. Und plötzlich trug der Wind helle Signalklänge, die abgebrochenen Laute von Trompetentönen, nach dem Blockhause herüber . . .

„Die Soldaten!“ — Cherbonne jauchzte auf, schloß Toinette in seine Arme und trug das noch immer zitternde, aber glücklich lächelnde Mädchen auf den Bodenraum.

„Anne! Kinder!“ rief er; „da ist die Toinette! — Und nun faltet die Hände und betet dankend zu Gott! Hört Ihr die Schüsse und die Trompetensignale? Das sind unsre Helfer aus Batna, — wir sind gerettet! Gerettet!“

* * *

Durch Sturm, Blitz und Regenschauer rückte das nach Bu Saâda abkommandierte Detachement aus dem Feldlager von Batna gegen die Mauern der Oase vor. Den Spahi-Plänklern an der Spitze folgte die Fremdenlegion, dann das Korps der Infanterie-Regimenter und drei Feld-Batterien.

Unbehelligt gelangte die Kolonne bis dicht an die Gärten Bu Saâdas; hier aber begrüßte sie von der Kasbah aus ein rasch geführtes Bombardement. Kundschafter hatten dem Scheik gemeldet, daß die Franzosen im Anzuge seien, — und wie ein erwachender Tiger, mit leuchtenden Augen und mit der Hand nach dem Säbel greifend, war Bu Mehdi von seinem Lager gesprungen. Allah sei Dank — die Franzosen! Nun war es vorbei mit den schlaflosen Nächten, mit der quälenden Unruhe und der Furcht im bangenden Herzen! Nun zu Schwert und Flinte und hinein in den Kampf, — abwaschen im rauchenden Blute der Feinde des Vaters Schmach und die eigene Schande der Hehlerschaft! Nun recke die Muskeln, Scheik, und schwinge Dich auf Dein stampfendes Roß und ziehe den Säbel blank, — und dann biete die Brust tapfer den Kugeln des Gegners! Für Dich sind sie gegossen, und wenn Du fällst unter dem ehrlichen

Blei, dann ist der letzte vom Stamme Bu Mehdis, der an die drei Jahrhunderte die Beni Zaahrez beherrscht hat, eines rühmlichen Todes gestorben und dann ist die Schmach gelöscht, die Dein gutes und edles Herz bedrückte! Hinein in den Kampf! —

Das schreckliche Unwetter verhinderte die Franzosen anfänglich daran, eine regelrechte Belagerung in Scene zu setzen und machte es unmöglich, sich in den von Gräben durchschnittenen Gärten zurechtzufinden, die Bu Saâda mit seinen krenelierten und ziemlich gut flankierten Lehmmauern umgaben. Erst als Regen und Sturm nachließen, gelang es, einige praktikable Breschen zu legen und das in drei Kolonnen geteilte Detachement gegen dieselben vorzuführen. Der erste Ansturm verlief mörderisch; die Araber fielen mit rasender Wut über die Franzosen her, auf beiden Seiten waren die Verluste bedeutend. Das vom Regen aufgeweichte Terrain und die Unbekanntschaft mit der Örtlichkeit erschwerten den Stürmenden das Vordringen erheblich, und als sie die innere Stadt erreicht hatten, entspann sich hier ein Gemetzel, so heiß und so blutig wie ehemals, im Jahre 1837, bei der Erstürmung des Adlernestes Constantine.

Erst als die Sonne aufstieg, war der Sieg den Franzosen sicher. Viele Hunderte von Leichen lagen in den Straßen und Gärten, und die Regenlachen schimmerten rot von Blut. Die Franzosen hatten an tausend Mann verloren, bei weitem höher aber bezifferten sich die Verluste der Araber. Am Fuße des Kasbahfelsens lag, lang ausgestreckt, Bu Mehdi, der letzte Scheik der Zaahrez. Beim ersten Ansturm war er gefallen, wohl zwanzig Kugeln steckten in seiner Brust. Er hatte den Tod gefunden, den er gesucht hatte. Der erwachende Tag küßte sein schönes bleiches Gesicht, die stummen Lippen und die geschlossenen Augen, die nun schon den siebenten Himmel Mohameds mit seinen paradiesischen Freuden sahen . . .

Unter den Palmen seines Dars ließ General d'Herbillon den Scheik zur Ruhe senken, am ge-

schlossenen Grabe des toten Feindes die Kolonnen präsentieren und nach altem soldatischen Brauch eine Salve über den Hügel feuern. Was von der Bevölkerung Bu Saâdas noch lebte, wohnte dem Begräbnisse bei, aber es waren fast nur wehklagende Weiber, Greise und unmündige Kinder.

Furchtbar hatten die fränkischen Kugeln und Bajonette unter den Arabern aufgeräumt. Die Erbitterung, mit der diese aus dem Hinterhalte ihres Gassengewirrs und ihrer Lehmhütten heraus den Kampf führten, hatte den Feind gereizt: die Erlaubnis des Kommandierenden, die Oase zu plündern, wurde gründlich ausgenützt. Der Dar des Scheik war niedergeschossen worden, und aus dem brennenden Gebäude flüchtete ein Dutzend schöner Frauen, der Harem Bu Mehdis, direkt in die Arme der lachenden Sieger. Auch die Kasbah lag in Trümmern, und weithin über die geborstenen Mauern flatterte die Trikolore.

Von den Farmgehöften der Europäer war nur noch das Blockhaus Cherbonnes stehen geblieben, doch auch an diesem hatten Wasser und Feuer gewaltig gewütet. Als der Kolonist nach der Einnahme Bu Saâdas den ersten Rundgang durch seinen Besitz machte, sah er, daß ihm nichts erhalten worden war; die fanatische Wut der Eingeborenen hatte ihn beinahe an den Bettelstab gebracht. Um das Unheil voll zu zu machen, hatte Frau Anne sich, von einem hitzigen typhösen Fieber ergriffen, auf das Krankenlager strecken müssen, und auch Toinette war wie umgewandelt; ihre Wangen erschienen bleich und eingefallen, und aus den tiefliegenden Augen sprach ein krankhaft sehnender Ausdruck. Und in Wahrheit: sie verging fast vor Sehnsucht, seit sie durch den mit der Fremdenlegion nach Bu Saâda zurückgekehrten Neger Hamed erfahren hatte, daß Giorgio Negli verwundet im Lazarett zu Batna liege.

Dem Professor Sommer und auch Sandro brachte der Tag der Einnahme noch eine Entdeckung von hohem Interesse. Die Kugeln der französischen

Artillerie hatten auch in das Lusthaus ben Ali Suëls eingeschlagen und es in Brand gesetzt. Die Mauern waren zusammengestürzt und das ganze Gebäude glich einer Ruine, aus der qualmender Brodem zum Himmel stieg.

Sommer und Sandro erkundigten sich nach dem Verbleiben Ali Suëls und hörten zu ihrem Erstaunen von einem herumlungernden Schwarzen, der nach Beute suchte, daß Suël gemeinsam mit Bartolo, mit den Frauen seines Harems und einer aus zahlreichen bepackten Kameelen, Pferden und Maultieren bestehenden Karawane schon vor mehreren Tagen „nach dem Norden" gereist sei; er habe den Weg nach Sur R'ozlan eingeschlagen, werde aber sicher noch weiter ziehen, da er auch all' seine Kostbarkeiten und Wertstücke mit sich genommen habe . . .

„Ist der Schurke vor uns oder aus Furcht vor dem Aufstande geflohen?" meinte Sommer zu Sandro, während die beiden langsam durch den verwüsteten Garten schritten.

„Ich taxiere, daß beide Gründe stichhaltig für ihn gewesen sein mögen," entgegnete der Gefragte, und etwas leiser fügte er hinzu: „Und taxiere, daß auch noch ein dritter Grund mitgesprochen hat . . . O, diese Kanaille! Wissen Sie, was das Gescheidteste für Sie wäre, Professor? Wenn Sie sich vom Kommandierenden die Erlaubnis auswirken würden, einmal die Trümmer und Schuttmassen des Hauses Ali Suëls durchsuchen zu lassen; wer weiß, ob Sie nicht auf diese Art am leichtesten hinter die Fälscherkunststückchen dieses Burschen kämen!"

„Donnerwetter, da haben Sie recht, Scanzoni!" rief Sommer erfreut. „Weiß der Teufel, was Ihr Italiener für einen Scharfblick habt! Ohne ein zweckmäßig eingerichtetes Laboratorium kann Ali Suël seine Fälschungen gar nicht vorgenommen haben, und da er den größten Teil des Jahres in seinem hiesigen Landhause zuzubringen pflegte, so muß er

logischerweise auch hier sein Laboratorium gehabt haben. Also avanti, zum Kommandeur!" —

Südlich der Oase hatte General d'Herbillon unter den Palmen sein Lager bezogen. Er erklärte sich nach den Erläuterungen Sommers ohne weiteres bereit, den Wünschen des deutschen Gelehrten nachzugeben und ließ ihm eine Kompagnie der Fremdenlegion zu den notwendigen Aufräumungsarbeiten zur Verfügung stellen.

Noch in derselben Stunde begann Sommer seine Nachforschungen. Die Spuren eines Laboratoriums mußten sich ja, hatte Ali Suël wirklich ein solches gehabt, finden lassen! Auch Sandro half werkthätig mit.

Das furchtbare Unwetter in der verflossenen Nacht hatte die Temperatur erheblich abgekühlt; trotzdem schritten die Arbeiten, da die Soldaten unlustig und noch ermüdet vom heißen Kampfe waren, nur langsam vorwärts. Allerdings hatte der Professor die beiden Marketenderinnen der Legion beauftragt, in der Nähe der Trümmerstätte ihre Zelte aufzuschlagen, aber auch der lockende Absynth und die Weinmischungen der beiden Hebem vermochten die ermüdeten Leute nicht sonderlich anzuspornen.

„Was sucht man denn eigentlich, wenn ich fragen darf?" wandte sich ein junger, blonder Korporal, der die Arbeiten beaufsichtigte, an Sandro. „Einen verborgenen Schatz?"

„Etwas Ähnliches," entgegnete Sandro und erzählte dem Fragenden in kurzen Worten, um was es sich handelte.

Interessiert zog der Korporal eine kleine Brieftasche aus seinem Waffenrock hervor und führte die Spitze seines Bleistifts an die Lippen.

„Wie interessant!" meinte er. „Das muß ich mir auf der Stelle notieren — das ist eine brillante Notiz für mein Blatt! Darf ich Sie bitten, mich dem Professor Sömmer vorzustellen? Mein Name ist Jamesson, Korrespondent der ‚London Gazette';

ich habe mich im Auftrage meiner Zeitung bei der Fremdenlegion anwerben lassen . . . Sehr angenehm, Ihre werte Bekanntschaft gemacht zu haben . . ."

Sandro stellte den jungen Mann Sommer vor, der sich lange und angelegentlich mit ihm unterhielt. Der Name des englischen Journalisten hatte inzwischen in Sandro die Erinnerung an die verstoßene Gattin des Professors Biagi wachgerufen. Sie hieß Kate Jamesson — der Name klang freilich ziemlich vulgär und mochte in England häufig sein — trotzdem beschloß Sandro, den Korporal bei Gelegenheit zu fragen, ob er mit jener Unglücklichen verwandt sei.

Die Gelegenheit fand sich schnell. Jamesson war sichtlich überrascht bei der Fragestellung Sandros.

„Kate Jamesson war meine Schwester," entgegnete er; „mein verstorbener Vater hat mir erst kurz vor ihrem Tode von ihrer kurzen Ehe mit jenem italienischen Gelehrten und von ihrem tragischen Untergange erzählte. Sie galt für uns alle in der Familie als längst gestorben . . . Mein Vater hatte sie verstoßen und wollte nichts mehr von ihr wissen; er war eine harte und rauhe Soldatennatur . . . Wie seltsam berührt es mich, hier in der Fremde wieder einmal von ihr sprechen zu hören! Sie müssen mir erzählen, was Sie von ihr wissen, Herr! Mein Gott, sie war doch immerhin meine leibliche Schwester!"

„Wie lange bleiben Sie noch am Orte, Mister Jamesson?" fragte Sandro.

„Drei oder vier Tage, vielleicht auch länger, wenn ich bei der Besatzung bleibe, die in Bu Saâda zurückgelassen werden soll."

„Ich komme heut abend gegen acht Uhr in das Lager der Legion und werde Sie dort aufsuchen. Das Schicksal hat merkwürdig gespielt, Mister Jamesson, daß es Sie mir in den Weg führte! Es sind seltsame Dinge, die ich Ihnen mitzuteilen habe . . ."

Professor Sommer rief in diesem Augenblicke nach Sandro.

„Heureka!“ schrie er herüber, „ich denke, wir sind auf der Spur, Amico! Wir haben einen unterirdischen Raum, eine Art Kellergelaß, aufgedeckt, in dem ich allerhand Retorten und chemikalische Werkzeuge gefunden habe! Leider ist es schwer, vorwärts zu kommen, da der ganze Raum zusammengestürzt und mit Schutt angefüllt ist! Aber es hilft nichts, wir müssen zu Ende kommen!“ —

Unermüdlich wurde weiter gearbeitet. In drei Stunden war das unter dem ehemaligen geheimen Privatzimmer Ali Suëls gelegene Kellergewölbe ausgeräumt worden, und nun zeigte sich, daß sich hier nicht nur ein vollkommenes Laboratorium, sondern auch ein Speicher befand, in welchem von dem betrügerischen Malteser alle jene zahlreichen Gegenstände aufbewahrt worden waren, die er durch geschickte Prozesse und Manipulationen in „Antiquitäten“ zu verwandeln pflegte. Sommer fand noch in Massen Grabdenksteine und Votivtafeln, die Ali Suël auf seiner entlegenen Farm in Aïn Bantu nach alten Vorbildern hatte anfertigen lassen und denen er in seinem Laboratorium den Anschein einer Jahrhunderte langen Lagerung zu geben wußte; desgleichen eine reiche Auswahl in altklassische Formen gegossene, aber absolut neue Eisen- und Kupferwaren, Haus- und Luxusgegenstände aus Silber und Gold, Gerätschaften, Waffen und Münzen — alles Dinge, die in besonderem Hinblick auf Fälschungen hergestellt worden waren und die nur noch der gewandten Hand Ali Suëls harrten, um von ihm präpariert zu werden und dann in alle Welt zu wandern und alle Welt zu täuschen.

Sommer kramte bis zum Beginn der Dunkelheit in diesen zweifelhaften Schätzen umher und machte seine Notizen. Er kam aus dem Kopfschütteln nicht heraus. Er bewunderte in gewissem Sinne die schöpferische Genialität Ali Suëls, den man eine

Kapazität auf dem Gebiete der Fälschungen hätte nennen können. Es war staunenswert, mit welcher Sorgfalt dieser Mann an seinen Falsifikaten gearbeitet hatte! Sommer fand in einem Nebenraume des Laboratoriums eine umfangreiche, bis auf die neuesten Erscheinungen auf dem Felde der Altertumswissenschaft ergänzte Bibliothek vor, aus der Ali Suël seine Studien geschöpft hatte. Echte Antiquitäten, die der im Großen arbeitende Gauner auf seinen vielfachen Reisen erhandelt, dienten ihm als Vorbilder, und einige halb fertig gewordene Fälschungen zeigten dem Professor deutlich, auf welche Weise Suël zu Werke zu gehen pflegte. Da war z. B. eine Votivtafel aus schwarzgeädertem Marmor, in der eine fromme Widmung in neu-phönikischer Sprache, dem sogenannten Numidischen, eingraviert worden war. Mit einem Meisel hatte der Fälscher diese Tafel zunächst künstlich verstümmelt, ihr dann durch verschiedene chemische Prozesse ein altehrwürdiges Aussehen gegeben, einzelne Buchstaben mit Sandpapier abgeschliffen, andere Teile ausgehöhlt, so daß es den Anschein hatte, als habe der Regen Jahrhunderte lang über die Marmorfläche hinweggespült, und die ganze Tafel schließlich in eine Schicht von Humus eingepackt, der sie mit einer dicken Mooshülle bedeckte. Da die Inschrift philologisch fehlerlos war, so war es schwierig, die Fälschung zu entdecken — und wer kam wohl auch auf den Gedanken, daß sich hier unten, am Rande der Sahara, ein Mann finden könne, der das Fälschen auf wissenschaftlicher Grundlage betrieb?! Aber gerade dieses Fernsein von der Welt der Bildung hatte Ali Suël bisher vor Entdeckungen geschützt — und Professor Sommer rieb sich vergnügt die Hände, als er daran dachte, wie mächtig die Broschüre, die er über die Vorgänge in Bu Saâda zu veröffentlichen gedachte, in den Gelehrtenkreisen einschlagen würde. . .

Es war spät geworden, als er in das Blockhaus Cherbonnes zurückkehrte, wo er hörte, daß das Be-

finden Frau Annes sich erheblich gebessert habe. Cherbonne sprach die Absicht aus, vorläufig nach seiner Farm Moulin Ste. Anne bei Batna überzusiedeln; er war ernst und verstimmt, — die letzten Ereignisse schienen ihm die Lust am Kolonistenleben gründlich verleidet zu haben. Lebhafter als in den letzten Tagen gab sich dagegen Sandro. Auch er sprach davon, Bu Saâda zu verlassen, sobald es ihm gelungen sein werde, sein Eigentumsrecht über Bu Kobreïn zu Ungunsten des flüchtig gewordenen Ali Suël durchzusetzen; er wolle die Farm durch einen Administrator verwalten lassen, da ihn wichtige Geschäfte nach Europa zurückriefen.

Am nächsten Morgen donnerten die Kanonen der französischen Batterien von der Kasbah herab. Vor dem Palmengarten des gefallenen Scheiks hatte das ganze Militär Aufstellung genommen, und hierher wurden die Reste der Bevölkerung Bu Saâdas zusammengetrieben und mußten in dumpfer Stumpfheit zuhören, als der General ihnen unter Trommelwirbeln durch Dolmetscher verkünden ließ, daß die Oase nunmehr Besitz Frankreichs geworden sei und daß ein französischer Kommissär die Regierung in Bu Saâda vertreten werde; daß ferner eine militärische Besatzung am Orte zurückbleiben würde, deren Kommandeur den Befehl habe, jeglichen ohne weiteres niederschießen zu lassen, der es wagen sollte, sich den Maßnahmen der neuen Regierung zu widersetzen.

Und dann rief der General, wie immer am Beschluß seiner Reden, ein donnerndes: „Es lebe Frankreich! Es lebe die Republik!“ in die Luft, das aus dreitausend Kehlen wiederholt wurde, — Fanfaren erklangen, und weithin blitzten die vom Blute von gestern gesäuberten Bajonette, — und das Volk von Bu Saâda schlich in seine Lehmhütten zurück, um die Leichen seiner gefallenen Brüder zu waschen und am Fuße des Kasbahfelsens in die Erde zu senken, an jenem geweihten Orte, an dem man dem großen

Heiligen des Hodna, Sidi Abd Allah, dem unsterblichen Marabut, das Grab bereitet hatte.

Und wieder einen Tag später klangen abermals Trompetenrufe und Trommelwirbel: ein Theil der Eroberer Bu Saâdas rückte unter General d'Herbillon nach Biscara weiter, um dem dortigen Detachement im Kampfe gegen die Rebellen von Zaatscha zu Hülfe zu eilen, während die Fremdenlegion als Depottruppe nach Batna zurückkehrte. Unter dem Schutze der Legion reiste auch Cherbonne mit seiner Familie und seinen Gastfreunden nach Batna. Nur der zweite Inspektor mit einer Hand voll Leute war auf der Farm geblieben, um dort einigermaßen Ordnung zu schaffen.

Obwohl Frau Anne ihrem Gesundheitszustand nach durchaus noch nicht reisefähig war, hatte sie doch darauf gedrängt, zugleich mit dem Militär Bu Saâda zu verlassen, um in voller Sicherheit nach Batna und Moulin Ste. Anne zu kommen. Cherbonne hatte infolgedessen einen großen Reisewagen für die Kranke herrichten lassen, in den sie, in Decken und Betten verpackt, getragen wurde. Außer den Kindern waren alle übrigen, unter ihnen Sommer, Sandro und der Neger Hamed, der zu Negli zurückwollte, zu Pferde. Auch Toinette ritt ihren kleinen Schimmel; — der Ausdruck ihres Gesichts war frischer und heiterer als in den letzten Tagen; führte sie doch jeder Schritt näher an den heran, dem ihr ganzes Herz gehörte!

Auf dem Bergsattel hinter dem Uëd Remel zügelte Cherbonne sein Roß, wandte sich zurück und ließ noch einmal sein Auge über die weite Ebene schweifen, in deren gelbem Sande die Oase wie eine Perle lag. Und heiß stieg es ihm ins Auge; eine heimliche Wehmut überkam ihn, denn es war ihm plötzlich, als sehe er Bu Saâda zum letztenmale in seinem Leben, als werde er nie wieder hierher zurückkehren, an diesen palmenumrauschten Ort, dem er das Beste seiner Arbeitskraft gewidmet hatte . . .

Ohne Unterbrechung ging die Reise vor sich.

In weitem Bogen umstreiften dann und wann räuberische Beduinenschwärme die Kolonne, aber sie wagten sich nicht näher heran: sie fürchteten die Übermacht des Gegners. Nur einmal wurde Halt gemacht und ein Biwak von wenigen Stunden bezogen, dann ging der Marsch weiter. Kurz vor Batna trat indessen ein Zwischenfall ein, der auf alle um so erschreckender wirkte, als er völlig unerwartet kam.

Schon sah man im Nordwesten in kühner Steigung die dunklen Hänge des Djebel Tuggur und weiter östlich die Felsenmauern der Auresberge auftauchen, als der anrückenden Kolonne eine Abteilung Chasseurs d'Afrique entgegensprengte, deren Befehlshaber dem Kommandeur der Legion eine Meldung abstattete, die dieser mit einem kräftigen Fluche beantwortete. Dann erschollen plötzlich Kommandos; die Truppen rückten auseinander und zerteilten sich, — mitten in der Ebene, im Angesicht Batnas, wurde ein Lager bezogen.

Cherbonne sprengte in Begleitung Sommers an einen der Offiziere heran, um nach der Ursache dieses plötzlichen Aufenthalts zu fragen.

Der Offizier, der bereits seinen Rock abgeworfen hatte und in Hemdärmeln der Zusammensetzung seines Zeltes zusah, ließ seine Reitpeitsche durch die Luft pfeifen und entgegnete in ärgerlichem Tone:

„Es ist eine verteufelte Geschichte, mein Herr! Man hat einen Kordon um Batna ziehen müssen, — wir können nicht hinein, weil seit drei Tagen die Cholera unter den Truppen haust! Das war das Letzte, was uns noch fehlte! . .“

Als Cherbonne mit dieser unerfreulichen Nachricht zu den Seinen zurückkehrte, erbleichte Toinette jählings und fuhr mit der Hand nach dem Herzen. Sandro sprang hinzu, um die ohnmächtig Werdende aufzufangen.

Drittes Kapitel.

Moulin Sainte Anne.

Moulin Ste. Anne lag am Fuße der Aures-berge, etwa zwei Wegstunden von Batna entfernt und war am bequemsten auf der nach Lambessa führenden Landstraße zu erreichen. Die Abschließung des durchseuchten Batna von der Außenwelt, machte diese Route zur Zeit aber unmöglich, so daß Cher-bonne sich entschließen mußte, die Stadt in weitem Bogen zu umgehen, um seine zweite Farm zu er-reichen. Es war ein höchst unbequemer, wenn auch gefahrloser Umweg, da die Beduinenhorden sich nicht bis in die Nähe des großen Feldlagers wagten; in Rücksicht auf sein leidendes Weib blieb Cherbonne, wollte er noch am Abend in Moulin Ste. Anne ein-treffen, nichts anderes übrig, als die Reise ungesäumt fortzusetzen, und er teilte diese Absicht auch den Seinen mit.

„Wenn Sie mich begleiten wollen, meine Herren," wandte er sich an Sommer und Sandro, „so wird es mich aufrichtig freuen, Sie auch weiterhin meine Gäste nennen zu dürfen. Ich halte mich indessen für verpflichtet, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß die Choleraepidemie gerade für diejenigen Europäer die sich noch nicht so recht an das afrikanische Klima gewöhnt haben, eine ziemlich bedenkliche ist, und ich möchte Ihnen demzufolge lieber raten, den Weg nach der Küste fortzusetzen, falls Sie nämlich, wie ich an-

zunehmen glaube, Ihre Missionen im Lande beendet haben . . ."

„Schönen Dank für Ihre Liebenswürdigkeit und Ihren Rat, Meister Cherbonne," entgegnete der Professor, „aber — — ja Du lieber Gott, ich kann doch den armen Giorgio Negli nicht ohne weiteres seinem Schicksale überlassen! Wer weiß, ob nicht auch er schon von der Seuche ergriffen worden ist!"

„Ich habe einen Vorschlag, Herr Professor," wandte Sandro ein, „der mir ganz praktisch erscheint. Sie wissen, daß ich noch nach Sur R'ozlan muß, um im dortigen Bureau arabe meine Ansprüche an Bu Kobreïn geltend zu machen. Das drängt indessen nicht. Ich bin sehr gern bereit, mir vorher auf irgend eine Weise Eintritt in Batna zu verschaffen, Giorgio Negli aufzusuchen und ihn von Ihren weiteren Plänen in Kenntnis zu setzen. Sie können inzwischen ruhig Ihre Reise nach der Küste fortsetzen; ich gebe Ihnen nach Bougie Nachricht, oder aber Herr Negli folgt Ihnen, falls er gesund sein sollte, was wir hoffen wollen, dorthin nach . . ."

„Darf auch ich mir ein Wort erlauben," sagte in diesem Augenblick Toinette, noch bleich von der Ohnmachtsanwandlung, die über sie gekommen war, und zitternde Verlegenheit in der Stimme; sie hielt die Augen gesenkt und stützte sich mit den Händen fest auf ihre Büchse. „Würdest Du mir gestatten, Vater, daß ich Herrn Scanzoni nach Batna begleite —?"

Cherbonne fuhr zurück.

„Bist Du wahnsinnig, Kind!? Du willst in die Cholera-Stadt? Ist's noch nicht genug der Gefahren, mit denen wir in den letzten Tagen zu kämpfen hatten? Willst Du Dich freventlich in eine neue Gefahr stürzen?!"

„Nicht freventlich, Vater," entgegnete Toinette, und in ihre Wangen stieg mählich eine feine Röte auf; „ich meine nur, es ist unsere Pflicht, daß wir uns nach dem kranken Gastfreunde umthun, der um

unseretwillen eine gefahrvolle Reise nicht gescheut hat und dem wir in gewissem Sinne unser Leben zu danken haben. Ich erkläre mich mit Freuden bereit, diese Pflicht der Dankbarkeit abzutragen, da Du, Vater, es der kranken Mutter wegen nicht vermagst. Die Cholera scheue ich nicht; ich kenne keine Furcht, und ich glaube auch, ich bin gefeit gegen Ansteckungsgefahr, denn Du entsinnst Dich doch noch, daß ich vorjährig tagtäglich die Blatternkranken in Bu Saâda besucht habe, ohne infiziert worden zu sein . . . Also erlaube, daß ich Herrn Scanzoni begleite, Vater! Man wird in Batna weibliche Hülfe brauchen, auch wenn Herr Regli, was Gott geben möge, gesund geblieben ist . . ."

Der Kolonist starrte seine Tochter an. Er wußte, daß sie ein Heldenmädchen war, voll des Muts und der Opferfreudigkeit. Bei ihrem Vorschlage sprach aber noch, — das fühlte Cherbonne —, ein anderes mit, als die Pflicht der Dankbarkeit gegen den Retter ihrer Familie. Cherbonne fühlte es und sein Vaterherz wurde warm. Es war die Liebe, die das junge Mädchen in die Barackenstadt trieb, in welcher der Würgengel der Cholera seine dunklen Schwingen entfaltet hatte und Opfer um Opfer an sich riß!

Er zog Toinette zärtlich an seine Brust und küßte ihren welligen Scheitel.

„Du großes, liebes, tapferes Herz," sagte er bewegt, „glaub' mir, ich ehre Deinen Entschluß! Denk' aber auch an uns, an mich, an die Mutter und an die Geschwister! Wir würden in Angst und Sorge um Dich vergehen, Toinette, wenn wir Dich mitten zwischen Sterbenden und Totkranken wüßten, in den Spitälern, wo jede Welle Luft Giftstoffe mit sich führt! Und wir haben schon schwer genug zu leiden gehabt! Nein, Toinette, ich lasse Dich nicht nach Batna! Verlange von mir, was Du willst, — das aber nicht!"

„Ich kann Ihrem Vater nur recht geben, Fräulein Toinette," warf Sandro ein, „und auch ich

bitte Sie herzlich: bleiben Sie zurück! Es wäre zwecklos für Sie, sich aufzuopfern. Lassen Sie mich allein nach Batna! Ich verspreche Ihnen auf das heiligste, daß ich, wenn Herr Negli wirklich bereits von der Seuche ergriffen sein sollte, das Menschenmögliche thun werde, ihn zu retten und pflegen, daß ich ihn andernfalls aber selbst nach Moulin Ste. Anne bringen werde, und müßten wir uns auch heimlich und in dunkler Nacht durch die Kordons schleichen. Meine Hand darauf, Fräulein Toinette: schon morgen, spätestens übermorgen haben Sie Nachricht von uns, wenn wir nicht selbst bereits bei Ihnen sind!"

Toinette nahm die Hand Sandros, noch immer gesenkten Auges vor ihm stehend. Sie fühlte, es war unmöglich, ihrem Wunsche nachzugeben, sie durfte die Eltern nicht verlassen! Und so antwortete sie denn leise und mit wehem Herzen:

„Ich danke Ihnen . . . Und bitte vergessen Sie nicht, Herrn Negli meine Grüße zu bestellen . . ."

Sandro küßte des Mädchens Hand. Auch in seinem Herzen wühlte ein tiefes, nagendes Weh. —

Noch in derselben Stunde brach die Familie Cherbonne wieder auf. Professor Sommer verabschiedete sich in herzlichster Weise von den Kolonisten; er wollte die Nacht über die Gastfreundschaft der Fremdenlegion in Anspruch nehmen und am nächsten Morgen über Constantine nach Bougie, wo er Nachrichten von oder über Negli zu erwarten gedachte, die bestimmend für seine Weiterreise sein sollten.

Inzwischen hatte sich Sandro, von Hamed begleitet, an den Kommandeur mit der Bitte gewandt, ihm einen Passierschein durch die Batna umgebenden Truppenkordons zu gewähren. Der General entsprach dieser Bitte; da Sandro ein Fremder war, so konnte es ihm gleichgültig sein, wenn sich die Cholera in jenem ein neues Opfer holte.

Unvermutet und plötzlich war die tückische Krankheit ausgebrochen, und zwar hatte man den ersten Fall in jenem Hospital konstatiert, in dem auch Negli

untergebracht worden war. Durch das Klima und die ungenügenden Desinfektionsvornahmen begünstigt, griff die Epidemie mit so rasender Schnelligkeit um sich, daß ganz Batna binnen zwei Tagen in ein einziges großes Lazarett verwandelt worden war und man sich beeilen mußte, die nötigen Absperrungsmaßregeln zu treffen. Mit der Cholera ging ein bösartiges Sumpffieber Hand in Hand, das von Biscara aus eingeschleppt worden war und gleichfalls zahlreiche Opfer forderte.

Die Besserung im Gesundheitszustande Giorgios schritt rasch vorwärts, nachdem er die Krisis glücklich überstanden hatte. Es war ein seltsames, märchenhaftes Gefühl für ihn, als er, nach erquickendem Schlummer erwachend, zum erstenmale die rührend hehre Gestalt der frommen Schwester vor sich sah und ihr in das liebreizende, vergeistigte Antlitz schauen konnte. Lange starrte er mit weit geöffneten Augen zu ihr hinüber, die bei einem anderen Patienten beschäftigt war und sein Erwachen nicht bemerkt hatte. Aber als sie sich umwandte und seinen Blick staunend und fragend auf sich gerichtet sah, da begann das Blut rascher durch ihre blassen Wangen zu pulsieren und leichten, schnellen Schrittes trat sie an sein Bett heran.

„Erschrecken Sie nicht, Giorgio," sagte sie mit unbeschreiblich mildem Lächeln, ließ sich bei ihm nieder und nahm seine Hand in ihre abgezehrten, weißen Finger, „ich bin es wirklich, die einst Blanche Boulbon hieß, und die nun als Schwester Maria in Werken der Barmherzigkeit die Vergangenheit zu sühnen und die Welt zu vergessen sucht . . . Ich bin es wirklich — schauen Sie mich nur an, ich bin's! Wie habe ich Gott gedankt, Giorgio, daß er in seiner Gnade und Güte mir vergönnt hat, Ihnen noch einmal einen Dienst erweisen zu können! . . . Nun sind Sie wieder genesen, nicht wahr? Sie fühlen sich frisch und gekräftigt? Nein, antworten Sie mir

nicht — ich will nicht, daß Sie sich unnötig erregen! Bleiben Sie ruhig, Giorgio, ich bitte Sie . . .“

„Blanche,“ flüsterte er, „ist es denn wahr? ich darf Sie wiedersehen — nach jahrelanger Trennung? Und im Nonnengewande? Sie haben also wirklich den Schleier genommen . . . O Blanche, wenn Sie ahnten, welche Erinnerungen Sie in mir wachrufen! Wie ist doch alles so anders geworden, als ich ehemals erhofft und erwartet habe!“

„Anders nach Gottes Willen, Giorgio,“ antwortete Schwester Maria ernst und in stiller Wehmut. „Es ist besser geworden — besser für uns. Ich habe meinen Frieden gefunden, und Sie, Giorgio, Ihr Glück! — Ja, ich weiß es, Sie sind glücklich geworden, und auch mein Herz ist glücklich in diesem Gedanken. Als Sie im Fieberwahne unaufhörlich einen Namen murmelten, der in Tönen der Liebe und Zärtlichkeit von Ihren Lippen kam, da wußte ich, wie es um Sie stand, und ich habe diesen Namen in mein Gebet mit eingeschlossen . . .“

Giorgio war still geworden, aber seine Gedanken lebten und wanderten. Wanderten Jahre zurück und dann wieder in die letztverflossenen Tage hinein — durch Bergdickicht und Wüstensand nach der Oase, die er verlassen hatte, um den bedrängten Freunden Rettung und Hülfe zu schaffen. Und eine wilde Angst bemächtigte sich plötzlich seiner.

„Blanche,“ sagte er, fester ihre Finger umspannend, „ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, was mich hierher geführt hat. Aber Sie werden vielleicht wissen, daß ich einen Begleiter hatte, einen Neger; können Sie mir sagen oder Erkundigungen darüber einziehen, ob der Schwarze noch in Batna weilt? Es ist von Wichtigkeit für mich und würde mir eine große Beruhigung schaffen . . .“

„Der Neger war noch gestern abend bei mir, um sich nach Ihnen zu erkundigen,“ antwortete die Gefragte, „und hat mich beauftragt, Ihnen mitzuteilen, daß er mit dem nach Bu Saâda abkom-

mandierten Detachement der Subdivision in der Nacht dorthin zurückgekehrt ist."

Giorgio nickte; er war zufrieden. Er schloß wieder die Augen und sah statt der frommen Schwester Toinette vor sich, und es war ihm, als spüre er ihren Atem über seiner Stirn. Er hörte, daß Blanche, glaubend, er sei von neuem entschlummert, sich leise erhob und ihrer Beschäftigung nachging, und er verfolgte sie mit blinzelndem Blicke unter den halbgeschlossenen Augen. Ihre Nähe regte ihn auf; es war ihm lieb, daß sie nicht mehr an seinem Bette saß. Schon vorhin hatte sich die Frage über seine Lippen gedrängt: wie denn so alles gekommen sei, warum sie ihn verlassen und was sie bewogen habe, den Schleier zu nehmen — jetzt aber war er froh darüber, daß er geschwiegen hatte. Er wollte es nicht wissen — nichts mehr von der Vergangenheit! Der Zukunft wollte er leben und seinem neuen Glücke! —

Die Tage vergingen. Giorgio war tief gerührt durch die sorgsame Pflege, die Blanche ihm zuteil werden ließ und die seine Genesung rasch förderte. Sie sprach nie mehr mit ihm über das, was gewesen war, und auch er vermied es ängstlich, vergangener Zeiten zu gedenken. Wenn er dann und wann mit geschlossenen Augen sie beobachtete, wie sie sich um ihre Kranken mühte, wenn er ihre überschlanke, gebrechliche Gestalt und ihr blasses Antlitz mit den hektischen Flecken auf den Wangen und den tiefliegenden, großen, schwärmerisch blickenden blauen Augen sah, dann überkam ihn oft mächtig das Weh des Mitleids. Und dann mußte er die geliebte Gestalt Toinettes vor seine Sinne zaubern, um die stille Dulderin nicht zu sich heran zu rufen, ihre Hände zu küssen und ihr wieder und wieder zu sagen: „O, daß es so hat kommen müssen, Blanche! Wie hätten wir glücklich mit einander werden können . . ."

Es war am dritten Abend nach der Aufnahme Giorgios in das Hospital, als Blanche lebhafter als

sonst zu ihm kam, sich neben ihn setzte und in vorsichtigen Flüstertönen fragte:

„Wie fühlen Sie sich heute? Glauben Sie, daß Sie morgen wieder aufstehen können?“

„Zuversichtlich,“ erwiderte Giorgio. „Die Wunde ist im Vernarben, das Fieber gewichen — ich bin frisch und munter. Daß der Arzt noch Ruhe und Schonung verlangt, ist natürlich, aber ich sehne mich so gewaltig aus dem Lazarette hinaus, daß ich wohl wünschte, ich würde noch heute entlassen. Schließlich — wer könnte mich auch hier zurückhalten! Ich stehe nicht in französischen Diensten und bin mein freier Herr.“

„Das ist richtig, und auch ich wünschte, Sie hätten Batna erst hinter sich,“ entgegnete Blanche noch leiser als vorher — sie schien nicht zu wollen, daß die anderen sie hörten. „Ich fürchte nur, man wird Ihnen Schwierigkeiten bereiten; was man bisher zu verheimlichen gesucht hat, ist seit einigen Stunden offenkundig geworden: im großen Saale des Hospitals ist eine Anzahl von Cholerafällen vorgekommen, und es steht zu befürchten, daß die Seuche sich ausbreitet. Wie ich höre, sollen Anordnungen getroffen werden, um ein weiteres Verschleppen der Krankheit zu verhindern.“

„Das heißt: man wird uns nicht eher aus Batna herauslassen wollen, bis die Seuche nicht erloschen ist — wenn wir das Glück haben, nicht selbst von ihr ergriffen zu werden!“ fiel Giorgio aufgeregt ein. Der Gedanke, vielleicht lange Wochen hindurch von Toinette getrennt und im Ungewissen über ihr Schicksal zu sein, beängstigte ihn mehr als die Furcht vor der Cholera.

„Leise, leise,“ fiel Blanche mahnend ein und ließ den Blick scheu durch das Krankenzimmer schweifen. „Ich bitte Sie, bedenken Sie, in welch' unnötige Erregung wir die Patienten versetzen würden, wenn sie die traurige Thatsache erführen . . . Aber auch Sie selbst mögen beruhigt sein, Giorgio. Ich werde

noch heute abend mit dem Arzte sprechen und auf Ihre Entlassung dringen."

Sie erhob sich so schnell, daß Negli ihr nur ein kurzes Dankwort nachrufen konnte.

Schon eine Stunde später erschien der dirigierende Arzt am Bette Giorgios, untersuchte Wunde und Puls und sagte sodann:

„Sie sind vollständig genesen, mein Herr, und können sich auf der Stelle erheben. Ich möchte Sie indessen ersuchen, vor Verlassen des Hauses noch einmal in meinem Privatzimmer vorzusprechen. In einer halben Stunde, wenn ich bitten darf . . ."

Giorgio fand sich pünktlich ein. Der Arzt, ein bereits älterer Herr von vertrauenerweckendem Äußeren, empfing ihn sehr liebenswürdig und bat ihn, Platz zu nehmen.

„Verzeihung, wenn ich Sie noch einmal belästigen mußte," sagte er, hüstelnd und mit einer leichten Verlegenheit kämpfend, „aber wir sind wirklich in arger Bedrängnis . . . Sie haben gehört, daß die Cholera bei uns ausgebrochen ist, und zwar fürchte ich, sie wird bei dieser tropischen Hitze ziemlich rasch an Verbreitung gewinnen — wir haben schwere Tage in Aussicht! Die Notwendigkeit bedingt es nun leider, diese Thatsache vor den im Hospitale liegenden Leuten noch geheim zu halten, und ich möchte deshalb auch Sie, mein verehrter Herr, dringend bitten, nicht darüber zu sprechen. Wir müssen alles vermeiden, die Kranken aufzuregen und rebellisch zu machen — die ganze Gesellschaft würde uns im Hemde davonlaufen, obwohl die Ansteckungsgefahr gegenwärtig noch nicht einmal so groß ist . . ."

Giorgio versprach dem alten Herrn, den Kranken gegenüber die Gefahr mit keiner Silbe zu erwähnen und wollte soeben, nachdem er eine Banknote als Honorar für den Arzt auf den Nebentisch gelegt hatte, das Zimmer verlassen, als er stutzend an der Thür stehen blieb.

„Mein Gott, was ist das?!" fuhr der Arzt empor. „Hat man es schon erfahren?!" —

Stimmengebraus und dazwischen helle, befehlende Rufe wurden draußen hörbar, dann klopfte eine Hand eilfertig an die Thür, die unmittelbar darauf geöffnet wurde, und das angstvolle Gesicht eines Krankenwärters lugte in das Gemach.

„Herr Doktor," keuchte der Mann, „helfen Sie doch! Wir halten die Gesellschaft nicht mehr zusammen — es ist unmöglich! Der lange Mensch von der Fremdenlegion, der vorgestern wegen eines Anfalles von Sumpffieber direkt aus dem Arrestlokal zu uns geschafft wurde, muß gehört haben, daß die Cholera im Hause ist und — und . . . Kommen Sie nur selbst, Herr Doktor, es ist Gefahr im Verzuge und . . ."

Der Krankenwärter, der asthmatisch veranlagt zu sein schien und die Worte nur prustend und stöhnend aus der angstvoll umschnürten Brust hervorzubringen vermochte, schwieg plötzlich und lauschte wieder. Der Lärm verstärkte sich und kam näher, und dann wurde abermals an die Thür des Arztes geklopft; man stieß sie von außen auf — und nun sahen die Inwohner des Zimmers zu ihrem Entsetzen, daß sich auf dem schmalen Korridore wohl an zwanzig, dreißig Leute drängten und stießen, Leute mit abgezehrten, fieberglühenden Gesichtern oder mit hageren, totblassen Wangen — die meisten mit den blauweiß gestreiften langen Leinenröcken der Lazarettkranken bekleidet, einige halbnackt, andere in Betttücher gewickelt, die sie wie römische Togen umwallten. Neben den charakteristischen Symptonen ihrer Krankheit prägte sich auf den Gesichtern all' dieser von der Malaria geschüttelten Leuten ein Ausdruck furchtbarer Angst aus, einer nervösen Furcht vor etwas Entsetzlichem, das kommen sollte, das man erwartete, einem Gespenst, das man schon vor sich sah und doch gern bannen wollte . . . Das Stimmengewirr und das Durcheinanderschreien verstummte und selbst das Röcheln und Keuchen der schwerer Kranken wurde leiser, als sich die Thür zum Zimmer des Arztes geöffnet hatte, und

einer aus der Gesellschaft, ein Bursche mit ledergelber Haut, dem Doktor rauh krächzend entgegenrief:

„Ist's wahr, was die Leute sagen?! Ist's wahr, daß die Cholera unter uns ist? Daß man uns hier festhalten will?!“

Und ein anderer, ein junger Legionär, jener deutsche Student namens Bäuerle, der in Heidelberg relegiert worden und dessen Antlitz jetzt von Pockenschwären entstellt war, fügte drohend hinzu:

„Wir wollen wissen, wie es um uns steht! Sollen wir hier mit verseuchen und verkommen?! Warum bringt man uns nicht in ein anderes Hospital oder in Privatquartiere? . . .“

„Seid Ihr verrückt geworden, Leute?“ schrie der Arzt, der seine Selbstbeherrschung und seinen Mut dieser drohenden Meute gegenüber wiedergefunden hatte, und der dicke, kleine Herr pflanzte sich in ganzer Breite in der Thüröffnung auf. „Glaubt Ihr denn, wir würden Euch hier elend umkommen lassen, wenn die Cholera wirklich im Hause wäre, Ihr Narren?! Laßt Euch doch keine Dummheiten vorreden! Ihr seht ja, daß auch ich noch wohl und munter vor Euch stehe, und so lange ich mit meinen Kollegen am Platze bin, könnt Ihr Euch schon darauf verlassen, daß Euch nichts passiert! Und nun marsch! in den Krankensaal zurück, nnd seid froh, wenn Ihr Euch nicht durch Eure Unvorsichtigkeit den Tod geholt habt! Schockschwerenot, was ist das für eine Wirtschaft! Wo sind die Wärter? Vorwärts — zurück in den Saal!“

Der Arzt hatte, obwohl seine Worte im Grunde genommen wenig Trostreiches enthielten, den richtigen Ton gefunden, den der Grobheit. Unter Murmeln und Gestikulationen drängte sich die Menge, von den Wärtern geschoben und beschwichtigt, nach der Saalthür, staute sich aber dort, da in der Öffnung plötzlich ein riesiger Mensch mit langem verwildertem Barte erschien, mit rollenden Augen und einem von Fieberglut übergossenen Gesicht, der ein Laken um die

nackten Schultern geschlungen hatte und in der erhobenen Rechten drohend einen Schemel schwang.

„Platz!“ schrie er, „Platz! Die Cholera ist hinter uns, wir müssen alle sterben, allesamt! Zuvor aber will ich dem Doktor, der uns die Seuche ins Haus gebracht hat, den Schädel zerschmettern und dann die Bude in Brand stecken! Wo ist der Salbenschmierer?! Vorwärts, vorwärts, folgt mir, Genossen! D'rauf, auf die Ärzte! Reißt brennende Scheite aus den Kaminen und zündet die Betten an! Vorwärts! . . .“

Und der Delirierende warf sich in die Menge, die ihn, mit Ausnahme weniger, heulend umringte und gegen das Zimmer des Arztes vordrang, der im nächsten Augenblick zwei Dutzend fieberheiße Gesichter vor sich sah, glühende, rachsüchtige Augen, drohend geballte Fäuste . . . Vergeblich versuchten die Wärter, die Aufgeregten, deren krankhaft überreizte Phantasie zur Tobsucht drängte, zurückzuhalten — sie wurden zur Seite und auf den Boden geschleudert, mit Füßen getreten und überrannt.

Die Gefahr wuchs, als auch in anderen Krankenzimmern diejenigen, deren Zustand es ihnen erlaubte, aus den Betten sprangen und auf den Korridor eilten. Rasche Fragen wurden gewechselt. „Was giebt's? Was ist los?“ — „Die Cholera herrscht im Hause!“ — „Man will uns hier festhalten, uns umbringen!“ — „Man verlangt, daß wir, die wir garnicht mehr krank sind, bleiben, bis die Seuche erloschen ist!“ — „Währenddessen können auch wir längst dahingerafft sein!“ — „Schon achtzig Leute sollen gestorben sein!“ — „Mehr! Achtzig an einem Tage!“ — „Hundertundachtzig! . . .“

Die bange Furcht vergrößerte die Zahl der Opfer ins Ungemessene. Auf jede Antwort folgte ein vielstimmiges, heiseres Schreien und Toben . . . Der Arzt sah ein, daß dieser halb verrückten, delirierenden Gesellschaft gegenüber nur eine eiserne Energie am Platze sein konnte. Er sprang an seinen Pistolen-

kasten, drückte Negli die eine Waffe in die Hand und spannte selbst den Hahn der anderen.

„Zurück in den Saal, Gesindel!“ schrie er, „zurück in Eure Zimmer, oder wir schießen!“

Der Riese mit dem Schemel in der Faust stand dem Arzte gerade gegenüber. Sein rot unterlaufenes Auge, in dem das Fieber eine wahnsinnige Glut entfacht hatte, starrte über den kleinen Mann hinweg den anderen an, der blaß, das Pistol in der Hand, ohne mit der Wimper zu zucken, diesen Blick auffing . . . Und plötzlich drang ein heulender Ton über die schäumenden Lippen des Riesen, und mit dem schrill verklingenden Rufe: „Willst Du denn niemals sterben, Du Schurke!“ wollte er sich mit seiner ganzen, im Paroxismus kolossal geschwellten tierischen Kraft auf Negli werfen . . .

Aber ein Engel trat zwischen die beiden — eine Engelsgestalt in der dunklen Tracht der Schwestern vom Orden des sterbenden Heilands, totenbleich wie das Antlitz des sterbenden Heilands selbst, doch leuchtenden Auges und die Rechte erhoben, als schwinge sie unsichtbar die Palme des Friedens. Und vor dieser, vom Heiligenschein eines jahrelangen seelischen Martyriums verklärten Erscheinung wich der fiebertolle Riese zurück, der Schemel entfiel seiner Hand, und in seinem, die verzehrende Krankheit, an der er litt, reflektierenden Blick, dämmerte ein krasses Entsetzen auf. Er erstarrte förmlich, erstarrte in jeder Muskel, als sei das bleiche, fromme und rührende Gesicht der barmherzigen Schwester ein furchtbares Medusenhaupt, aber es war nur die Erinnerung an die schmachvollste Zeit seines Lebens, die ihn bei dieser unerwarteten Erscheinung packte und seine Glieder zu lähmen schien. Es war die Erinnerung an jene Tage, da er sich mit Lug und Trug des Gewissens eines alten, unpraktischen, von Gläubigern gehetzten Gelehrten zu bemächtigen verstanden hatte, eines unglücklichen Mannes, den er erst bis zum Rande des Abgrunds trieb und ihn dann wieder vom Abgrunde zurückriß, um sich

den Alten zu verpflichten und durch ihn auf das Herz seiner Tochter einwirken zu können. Mit raffinierter Schlauheit hatte er diese Komödie in Scene gesetzt, und sie gelang besser, als er es selbst je erhofft hatte. Er wollte im Grunde genommen nichts anderes, als einen verhaßten Gegner dadurch in den Tod verwunden, daß er ihm die Geliebte stahl. Und über alle Erwartung schnell glückte ihm diese Schandthat. Blanche glaubte an die aufrichtige Zuneigung des Kapitän Lepro, der es durchzusetzen vermochte, daß das Bild des andern, der derzeitig in weiter Ferne weilte, in ihrem Herzen zu verbleichen begann. Wer löst das Rätsel eines Mädchenherzens? — Gegen die von romantischem Nimbus umflossene Erscheinung des Abenteurers, dessen Ritterlichkeit nur Schein und dessen biderbe Ehrlichkeit eitel Lüge war, trat die schlichte Gestalt des fernen Geliebten zurück — zu spät sollte Blanche einsehen lernen, wie sehr sie betrogen worden war . . . In der Einsamkeit, in der sie mit ihrem, nur seine Bücher liebenden Vater lebte, war ihr nie etwas von dem schlechten Rufe, den Lepro in Bologna genoß, zu Ohren gekommen; sie wußte auch nicht, daß ihr armer Vater sich völlig in den Händen dieses Mannes befand, dessen ganzes Bestreben es gewesen war, ihn materiell zu ruinieren, um desto schneller zum Ziele zu kommen. Aus dem Grauen, das ihre Seele schüttelte, als der sterbende Vater ihr die Augen öffnete, fand sie nur eine Rettung: die Flucht hinter weltabschließende Klostermauern und an den Altar Gottes; aber auch unter dem Nonnenschleier hatte sie nicht vergessen können . . .

Nun standen die beiden sich gegenüber, der Betrüger und die arme Betrogene. Und es schien, als ob bei dem plötzlichen Anblick Blanches in ihrer dunklen Ordenstracht, die das geisterhaft blasse Gesicht noch heller hervorhob, das fieberheiße, rastlos pulsierende Blut Radolfos sich mächtig in seinem Hirn zusammendrängen wolle, denn über sein Antlitz

flog mit einemmale eine tiefdunkle, fast bräunlich sich abtönende Glut; er griff mit der rechten Hand nach dem Herzen und mit der linken hinein in die leere Luft und brach dann zusammen, ein tonloses, zu tiefem Röcheln ersterbendes Wort auf den Lippen.

Blanche kniete neben ihm nieder. —

In einem Zeitraum von wenigen Minuten hatten sich die letzten Scenen abgespielt. Der Arzt besaß Geistesgegenwart genug, den erschütternden Eindruck des oben Geschehenen auszunützen, rief die Wärter zusammen und ließ die Kranken, die stier und stumpf, fast willenlos geworden waren, in die Säle zurückdrängen. Dann neigte er sich zu Radolfo herab und ergriff seine Hand, um nach der Pulsation zu fühlen; aber er ließ die noch lebenswarme Rechte sofort wieder sinken — der Puls schlug nicht mehr: ein Gehirnschlag hatte Radolfo getötet.

„Es giebt nichts mehr zu helfen, Schwester," sagte der Arzt mit seiner rauhen, gutmütig klingenden Stimme. „Es ist vorüber . . ."

Blanche hörte diese Worte nicht, sie waren nur Schall für sie. Sie hatte den Kopf tief geneigt, und ihre zarten, mageren Hände hielten das Betttuch fest über der bloßen Brust Radolfos zusammen. Erst als Giorgio leise ihre Schulter berührte und warmen Tones zu ihr sagte: „Schwester Marie, kommen Sie! Sie sind zu Tode erschöpft und bedürfen der Ruhe!" — erst da kam Leben in ihre Gestalt. Sie küßte den Toten auf die Stirn und erhob sich mit Hülfe Giorgios — langsam, schwerfällig, fast ruckweise. Und als Giorgio ihr in das weiße Antlitz schaute, sah er zu seinem Entsetzen, daß ein schwarzer Blutstropfen auf ihrer Lippe perlte.

Ein namenloses Mitleid ergriff ihn. Er führte die in seinen Armen Schwankende zum nächsten Sessel und bettete sie dort nieder. Sie konnte nicht sprechen, und ihr verdunkelter Blick schien bereits selige Fernen zu suchen. In ihrer kranken Brust arbeitete es unaufhörlich mit leisem Rasseln . . .

Der Arzt trat dicht an Giorgio heran.

„Ist es nicht furchtbar?“ sagte er flüsternd. „Welche Tragödien bietet das Leben! O, diese arme kleine Person! Wahnsinn, daß sie sich in so hohem Schwindsuchtsstadium diesem dornenvollen Berufe widmen mußte! Der letzte Vorfall hat ihr den Rest gegeben! Man möchte an seinem Menschtum verzweifeln . . .“

Er schwieg, denn nun begann der Tod seine grausige Arbeit, und Giorgio schlug die Hände vor das Gesicht, um nicht sehen zu brauchen, wie jene Augen langsam erloschen, deren Glanz einst sein Herz erfreut, die er geliebt und geküßt hatte.

* * *

Schon am nächsten Morgen, in sonniger Frühe, wurden die irdischen Reste Radolfos und der Schwester Marie zur Ruhe bestattet. Hygienische Vorsicht machte in diesen Choleratagen die schnellste Beerdigung der Toten zur Notwendigkeit. Giorgio, der die Nacht in der Privatwohnung eines Kantiniers zugebracht hatte, wohnte dem Begängnisse bei und blieb noch geraume Zeit, in tiefe Gedanken versunken, vor dem Grabhügel stehen, unter dem Blanche Boulbon in die Ewigkeit hinüberschlummerte. Wie eine Flucht eilender Traumbilder dünkte ihn das letztverflossene Jahr mit seiner Fülle aufregender Ereignisse, die hier, an diesem schmalen Hügel aus weißgelbem Sande zu einem stillfriedlichen Abschlusse gekommen zu sein schienen. Schattenlos lagen die Gräber da, denn die erst vor kurzem gepflanzten Bäumchen auf dem neu gegründeten Friedhofe reckten noch laublos ihre dürren Äste aus. Nur an der Mauer aus rotem Ziegelgestein kletterte lustig eine Hecke wilder Rosen empor, und einige dieser teils blaßroten, teils dunkel erglühenden Rosen brach Giorgio und legte sie auf dem Grabe Blanches nieder. Es war sein letzter Gruß an die Tote, ein poetischer Gruß, der aus tiefstem Herzen kam.

Als Giorgio sich wandte, den Friedhof zu verlassen, traten ihm an der Pforte desselben Sandro und Hamed entgegen. Sie kamen aus dem Lager der Fremdenlegion, hatten im Hospitale gehört, daß Negli dem Begräbnisse zweier gestern Verstorbenen beiwohnte und waren ihm nach dem Kirchhofe gefolgt. Es gab ein rasches Fragen herüber und hinüber; in kurzen Worten erzählte Sandro von der Eroberung Bu Saâdas und von der Übersiedlung der Familie Cherbonne nach Moulin Ste. Anne, wo man auch ihn, Giorgio, erwarte. So frage sich nur, wie man aus Batna herauskommen könne . . .

Im Auf- und Niederschreiten wurde überlegt, wurden allerhand Pläne entworfen und wieder aufgegeben. Die Thatsache war die, daß die Truppenlinien, die Batna cerniert hielten, strikten Befehl hatten, niemand aus dem verseuchten Orte herauszulassen und daß es auch kaum glücken konnte, in irgend einer Verkleidung durch die Kordons zu kommen. Giorgio versuchte, sich bei dem Arzte, der ihn im Hospital behandelt hatte, einen Rat zu holen.

„Ja, du lieber Gott," sagte der kleine Herr, sich den gewaltigen, stark gelichteten Schädel krauend, „da ist guter Rat wirklich teuer! Verdammte Sache das! Wissen Sie was? Ich werde Ihnen und Ihren beiden Begleitern ein Zeugnis ausstellen, das Sie alle drei als kerngesund und unverdächtig bezeichnet; vielleicht kommen Sie damit aus diesem Totenneste hinaus. Es scheint mir zwar ungewiß, aber versucht mag's werden!"

Und er schrieb das Zeugnis nieder, gab ihm durch Stempel und Unterschrift ein amtliches Ansehn und verabschiedete sich dann von Giorgio, der mit seinen Begleitern noch in derselben Stunde aufbrach. Bei der Thorbesatzung wurde das Zeugnis ohne weiteres respektiert; man ließ die drei passieren. Anders war es bei dem Detachement Spahis, das in einer Entfernung von etwa drei Kilometer von Batna den Weg nach Lambessa gesperrt hielt. Hier

machte man Schwierigkeiten; der kommandierende Lieutenant wollte das Certifikat des Arztes gegenüber der sehr bestimmt lautenden Ordre des Divisionärs nicht anerkennen. Nachdem Giorgio sich wohl eine Viertelstunde lang mit ihm herumgezankt hatte, gab er unbemerkt seinen Begleitern ein Zeichen, — und im nächsten Augenblick sausten die drei auf ihren braven, ausgeruhten Pferden in voller Karriere an dem lagernden Halbzuge vorbei die Landstraße hinab. Ehe der gänzlich überrumpelte Lieutenant zur Besinnung kam und das Kommando „Aufsitzen" erteilen konnte und ehe die Spahis in ihren Sätteln waren, hatten Giorgio, Sandro und Hamed schon einen so gewaltigen Vorsprung, daß der junge Offizier schimpfend und fluchend jede Verfolgung aufgab und dem kecken Trio nur ein paar Karabinerschüsse nachdonnern ließ.

Die drei Flüchtlinge hielten bis Lambessa die scharfe Gangart ein, umritten sodann, die Pferde zum Schritte zügelnd, die alte Römerstadt und ritten quer über brach liegende Felder dem Aures-Gebirge zu. Auch diesem Teile der Algérie, der von dem wilden Stamme der Schâwi bewohnt wurde, hatte sich bereits die Aufstands-Bewegung mitgeteilt, aber die Nähe des Standquartiers der achtunddreißigsten Subdivision hielt die vor Blutdurst zitternden Horden vorläufig noch zurück.

Die am Fuße der Aures angesiedelten Kolonisten hatten demzufolge bis jetzt keinen Grund, zu flüchten, und in der That hatten die Schâwi bis dahin keinerlei Feindseligkeiten gezeigt. Die Kolonisten wußten indessen sehr wohl, daß der geringste Zündstoff genügen würde, auch hier die Flammen der Empörung himmelhoch schlagen zu lassen und standen daher beständig auf dem qui vive. Es war eine schwere Zeit für die bedrängten Ansiedler; von den Urbewohnern des Landes hatten sie kein Erbarmen zu hoffen, und andererseits wurde der Feldzug gegen die Empörer mit einer Lässigkeit geführt, die sich nur durch die

vollkommene Unkenntnis und Unfähigkeit der kommandierenden Generale erklären ließ. Diese Herren hielten die „Beduinen“ (das war der Ausdruck, mit dem die eleganteren Franzosen die eingeborene Bevölkerung Algeriens umfaßten, ganz gleich, ob diese arabischen oder kabylischen Ursprungs war) für „Gesindel“, das man eigentlich statt mit den Waffen mit Peitschen zusammenjagen müßte, — für eine Meute feiger Hunde, die beim ersten Schusse in alle Winde flüchten würde, und waren erstaunt, als sich ihnen das Gegenteil zeigte. Seit den Tagen von Algier und Constantine waren lange Jahre verflossen; die Helden von damals lagen entweder schon unter grünem Rasen oder ruhten in Paris von den Strapazen der Eroberung aus, und das neue Geschlecht, das in den afrikanischen Provinzen Frankreichs am Ruder war, wollte nicht glauben, daß das besiegte und drangsalierte eingeborene Volk eines kräftigen Widerstandes überhaupt fähig sei, — so lange bis dies „Gesindel“ sie eines Tages eines anderen belehrte. —

Moulin Ste. Anne lag am Berghange. Die massiv und pyramidenförmig erbaute Windmühle, deren kolossale Flügel zur Zeit stillstanden wie die Fittiche eines ruhenden Adlers, ragte hoch auf in die von der Sonne durchglühte Luft. Tiefer am Hange und von dunklem Grün umgeben lag das kleine, einfach gehaltene Wohnhaus der Farm inmitten eines sauber gepflegten Gartens.

Die Annäherung der drei Reiter mußte von der Farm aus bemerkt worden sein, denn Cherbonne kam ihnen, Toinette am Arm, zu Fuße ein Stück des Weges entgegen.

Giorgio winkte schon von weitem mit der erhobenen Hand, sprang dann vom Pferde, schlang die Zügel über den rechten Arm und begrüßte die beiden. Cherbonne erwiderte einige herzliche Worte, aber Toinette vermochte nicht zu sprechen. Bläße und Röte wechselten in ihrem Gesicht, und die Hand, die sie Giorgio reichte, zitterte heftig. Giorgio spürte im

klopfenden Herzen sehr wohl den Grund dieser seltsamen Verlegenheit, und er hätte das Mädchen am liebsten an seine Brust geschlossen und auf seinen Armen in die Farm getragen. Die Gegenwart der anderen aber zwang ihn zur Beherrschung; statt des Jubelrufs, der ihm auf den Lippen schwebte, erkundigte er sich höflich nach dem Befinden Toinettes und war nicht einmal erstaunt, als sie ihm in wachsender Verwirrung eine ebenso triviale Antwort zu teil werden ließ.

Erst, als man im Hause war und Toinette mit geschäftiger Hand den Frühstückstisch deckte, verflog ihre Befangenheit. Während Negli von seinen letzten Abenteuern erzählte, ruhte ihr Blick oft auf ihm; zuweilen warf sie auch eine Zwischenfrage in das Gespräch, und als Giorgio jene gefahrvolle Stunde in Hospital von Batna schilderte, da er dem tobenden Radolfo gegenüber stehen mußte, hielt sie in ihrer hauswirtschaftlichen Beschäftigung inne, starrte unverwandt zu dem Sprechenden hinüber und sagte endlich, nachdem er geendet hatte, mit tiefem Atemzuge: „Gottlob, daß alles so glücklich abgelaufen ist!“ . . .

Bei Tisch sprach Cherbonne von seinen Zukunftsplänen. Er wollte Frau Anne, die noch immer das Bett hüten mußte, nach Europa, in ein Pyrenäenbad schicken, damit sie sich dort gänzlich erhole; die Kinder sollten sie begleiten. Später sollte Toinette in Süd-Frankreich, möglichst auf dem Lande, auf ein oder zwei Jahr eine Stellung in einem größeren Haushalte annehmen. Cherbonne selbst wollte währenddessen in Algerien zurückbleiben, um in seiner verwüsteten Farm in Bu Soâda wieder Ordnung zu schaffen und Moulin Ste. Anne gegen die räuberischen Übergriffe der Eingeborenen zu verteidigen.

Als man die Gläser erhob, um auf die Zukunft anzustoßen, trafen sich abermals die Blicke Toinettes und Neglis, und beide erröteten. —

Hinter dem Wohnhause lag, zwischen zwei kräftig

emporschießenden Granatbäumen und völlig von einer Kaputze wirren Grüns verdeckt, ein schattiger Laubenplatz. Es war nicht ganz Zufall, sondern mehr ein beiderseitiges ahnendes Empfinden, daß sich in den Nachmittagsstunden Toinette und Giorgio auf diesem stillen, zu Träumerei und Liebesgeplauder gewissermaßen einladenden Fleckchen Erde zusammenfanden. Toinette war die erste. Sie saß auf der Steinbank, hatte die Hände hinter dem Nacken verschlungen und den Kopf mit seiner braungoldenen Flechtenkrone tief zurückgelegt in das Gewirr der grünen Ranken, durch das die Sonne im saphirfarbenem Dämmer brach. Sie wußte wohl selbst nicht, in welch' plastischer Vollkommenheit diese graziöse Stellung ihre körperlichen Vorzüge zur Geltung brachte, — Giorgio aber, der, ohne daß sie ihn anfänglich bemerkte, in den Eingang der Laube getreten war, blieb wie gebannt stehen beim Anblick des entzückenden Bildes, das sich ihm darbot. Eine heiße Sehnsucht überkam ihn, vor ihr niederzuknieen, — doch als sein Fuß sich bewegte und der gelbe Sand unter ihm knirschte, schrak sie empor, sah auf und stieß einen leisen Schrei aus.

„Oh," sagte sie lächelnd und strich verlegen das Haar von ihrer Stirn zurück, „verzeihen Sie, Herr Negli . . . Ich träumte und bemerkte Sie nicht" . . .

„Darf ich fragen, wovon Sie träumten, Fräulein Toinette?" antwortete er im Nähertreten. „Es muß etwas Fernes und Fremdes gewesen sein, denn in Ihrem Auge lag ein weltweiter Ausdruck, — gerade so, als schauten Sie in eine ungemessene Ewigkeit hinein."

„Mein Auge hat Sie getäuscht, Herr Negli," sagte Toinette; „ich träumte allerdings, doch nicht von etwas Fernen und Fremden, sondern von sehr naheliegenden Dingen. Ich dachte an meine Zukunft."

„Freuen Sie sich darauf, Ihre Heimat wiederzusehen?"

Toinette seufzte leise. „Die Heimat ist mir ent-

fremdet worden," entgegnete sie; „ich war ein Kind, als mich der Vater mit nach Algerien nahm, und da ich in Frankreich keine Verwandten besitze, so werde ich auch in der Heimat unter Fremden leben müssen. Und insofern, — sehen Sie, Herr Negli, insofern haben Sie doch recht, wenn Sie sagten, daß in meinem träumenden Blicke etwas Fremdes und Fernes gelegen habe! . . . Wir Kolonisten sind wie die Zigeuner. Wo liegt unsere Heimat? Hier, wo wir uns Häuser gebaut und unsere Felder bestellt haben? — Unsere Häuser reißt man nieder und unsere Felder verwüstet der Eingeborene; ist das eine Heimat, von der jeder Sturm uns fortfegen kann? — Drüben aber, im Mutterlande, kennt man uns nicht mehr, und ich glaube, es würde dem Vater auch schwer genug ankommen, ein Leben voll Kampf und Arbeit gegen die ruhigere Behaglichkeit, die man in Frankreich liebt, einzutauschen. Wir würden auch drüben keine friedliche Heimat finden."

Giorgio sah zum erstenmale in dem Gesicht der Sprechenden, in den Winkeln des feinen und zierlich geschnittenen Mundes, einen Zug von Bitterkeit, der ihn stutzig machte.

„Wissen Sie, Fräulein Toinette," sagte er, „daß ich bisher immer geglaubt habe, Sie fühlten sich wohl in dieser abenteuerreichen Welt, die mehr bunte Abwechslung bietet als das geräuschvollste Gesellschaftsleben einer Hauptstadt? Nach Ihren letzten Worten scheint es mir freilich, als seien Sie des Aufenthaltes hier unten müde geworden. Ist es so?"

„Was soll ich es leugnen," erwiderte Toinette. „Ja, — ich sehne mich in jene andere Welt zurück, die ich kaum kennen gelernt habe, und sehne mich nach einer lebendigen Verbindung mit geist- und gemütvollen Menschen, nach einer weniger abenteuerreichen, aber tiefer gehenden Abwechselung, als sie mir hier in der Fremde naturgemäß geboten werden! Ist das nicht begreiflich? — Mein Vater

hat mich oft genug ‚sein Kolonistenmädel' genannt oder scherzhaft als eine echte ‚Tochter der Wüste' bezeichnet. Ach — und doch bin ich dies meiner innersten Natur nach so gar nicht! Daß ich die Flinte zu führen weiß wie ein Mann und kouragiert jeder Gefahr ins Auge zu blicken vermag, — o, Herr Negli, ich müßte sehr frei von mädchenhafter Eitelkeit sein, wenn ich behaupten wollte, daß dies meine besten Eigenschaften wären!" . . .

Giorgio nahm die Hand des Mädchens und führte sie an seine Lippen.

„Ich weiß," sagte er, und in dem Strome warmer Empfindung, der ihn beseelte, überstürzten sich fast seine Worte, „daß der Mut und die Tapferkeit und die körperliche Gewandtheit, die Sie auszeichnen, nur Eigenschaften äußerlicher Natur sind, die aber jeder zu schätzen wissen wird, der sich selbst einmal durch Gefahr und Not hindurch gekämpft hat. Höher freilich als all' dies schätze ich Ihre Seele, Ihre reine, große und edle Seele, und Ihr treues, gutes Herz, das Sie ohne ein Wort der Klage neben dem Vater aushalten läßt, obwohl Sie nach einem besseren Leben dürsten! — Toinette, lassen Sie mich versuchen, Ihnen solch' besseres Leben zu schaffen! Ich werde mit Ihrem Vater sprechen und werde ihm sagen, wie sehr, o wie sehr ich Sie liebe, und daß ich alles, mein ganzes Sein und meine ganze Kraft, daransetzen will, Sie glücklich zu machen . . . Ich habe mancherlei Schweres im Leben durchkosten müssen; mein Herz hat geirrt und gefehlt und gelitten, — aber es hat all' sein Leiden vergessen und ist gesundet und geläutert worden, seit Sie in ihm leben und Ihr liebes Bild in ihm wohnt! Auch ich sehne mich nach Glück und nach Frieden, wie Sie, — lassen Sie uns gemeinsam das Glück und den Frieden suchen" . . .

Er zog sie zu sich hinauf und küßte ihren schwellenden Mund und die Augen, die so selig lächelten, obwohl sie Thränen weinten. Er brauchte

nicht erst zu fragen: liebst Du mich wieder, Toinette? — In stummer Sprache tönte es beredter, als alle Worte von ihren heißen Lippen und aus dem feucht schimmernden Blick: Ich liebe Dich, Giorgio, ich liebe Dich! —

Sie traten Arm in Arm und in enger Umschlingung aus der Laube heraus, — und da stand Cherbonne mitten im Garten und band einen Strauch gelbweißer Papyrusstauden, die der Wind arg zerzaust hatte, zu einem Busche zusammen, und nickte den beiden lachend zu, als wisse er längst, um welch' süßes Geheimnis es sich handle.

„Grüß' Gott, Schwiegersohn," meinte er lustig. „Schaut mich nur nicht so verwundert an, — Ihr glaubt wohl, auch ich müsse blind sein wie Ihr beiden liebestollen Leutchen und wie die Liebe selbst! — Ich weiß schon seit ein paar Tagen, wie es um mein Töchterchen steht, das sich so ganz kopflos in den Cholerabrodem von Batna stürzen wollte, nur um dem Manne ihres Herzens zu helfen und ihn zu pflegen! Und wie sich in den Nachmittagsstunden zuerst mein klein' Töchterchen in die Laube schlich und hinterher mein ahnungsvoller Freund, — eh nun, da wußt' ich eben genug! Hab' immer noch den alten Scharfblick behalten, sei's in das Herz des Feindes, sei's in die Herzen meiner Lieben. Und nun hierher, meine Kinder, — und Gott schütze Euch!"

Toinette flog an die Brust ihres Vaters, und Giorgio folgte ihr. Und der Kolonist küßte beide nach Herzenslust ab und wiederholte dabei einmal über das andere:

„Ich wußt' es längst ... ich wußte es längst — — und wie hab' ich mich auf diese Stunde gefreut!"

Viertes Kapitel.

Der Heimat entgegen.

Die Aufregung im Farmhause war groß, als Cherbonne mit seiner Tochter und Negli in das gemeinsame Wohnzimmer trat und den dort Anwesenden die Verlobung Toinettes mit Giorgio verkündete.

Sandro war der erste, der auf die beiden zutrat und ihnen in ruhigen Worten und mit fester Stimme seine Gratulation aussprach. Nur das eine vermochte er dabei nicht: er konnte Toinette nicht in das glückstrahlende Auge schauen, — dazu versagte ihm die Kraft.

Wie ein Närrischer geberdete sich Hamed, der seit jenem gefahrvollen Ritte von Bu Saâda nach Batna eine wahrhaft abgöttische Verehrung für Negli an den Tag legte. Er stürzte vor beiden nieder und küßte ihre Hände und flehte sie an, ihn als „schwarzes Hausgerät" mit in die Ehe zu nehmen, und zwischendurch versprach er wohl hundertmal, dem jungen Paare der treueste, beste und zuverlässigste Diener sein zu wollen . . . Nicht minder lebhaft bezeugten die jüngeren Geschwister Toinettes ihre freudige Anteilnahme an der Verlobung. Die kranke Mutter aber, vor deren Bette Giorgio mit seiner Braut niederkniete, um sich ihren Segen zu erbitten, legte die noch im Fieber zitternden Hände auf beider Häupter und wiederholte nur den ersten beglückenden Zuruf ihres Gatten an die Kinder: „Gott schütze Euch!" —

Es war selbstverständlich, daß die Verlobung gefeiert werden mußte, — wenn auch nur durch einen Trunk guten Weines, der sich ebenso wie in Bu Saâda auch im Keller von Moulin Ste. Anne vorfand. Dabei wurden denn abermals allerhand Zukunftspläne geschmiedet. Giorgio erzählte von den eigenartigen Umständen, die im Frühjahr seine Flucht aus der Gefangenschaft der Österreicher begleitet hatten, und erklärte, er wolle an dem General Pflanzelter schreiben, um ihn zur Aufhebung jenes ehrenwortlichen Versprechens zu bewegen, das Giorgio verpflichtete, zwei Jahre hindurch den Boden Italiens nicht mhr zu betreten. Er hegte die feste Zuversicht, der General werde, wenn er höre, daß Giorgio sich in Bologna ein eigenes Heim gründen und fürderhin alle politischen Wege ängstlich vermeiden wolle, ohne weiteres seiner Bitte entsprechen; dann aber wollte Negli seine alte Thätigkeit im Hause Lionardi & Comp. wieder aufnehmen, eine Thätigkeit, die ihm genügenden Erwerb sicherte, sich und seine Familie zu ernähren.

Da aber fiel ihm Cherbonne ins Wort.

„Sie haben die materielle Frage angeregt, Giorgio," sagte er, trank sein Glas aus und strich sich den blonden Schnurrbart auseinander; „nun hören Sie gefälligst auch mich ad rem! So ganz ohne Mitgift schicke ich Toinette auch nicht in die Ehe. Was denken Sie denn, mein Junge! Meinen Sie, ich hätte im Laufe der Jahre nichts, garnichts beiseite gelegt? — Über die Details sprechen wir ein andermal; für heute nur so viel, daß mein Schwiegersohn es nicht nötig hat, in eine abhängige Stellung zu treten. Wir werden ein eigenes Geschäft begründen — sela. Mit Ihrer Rückkehr nach Italien bin ich im übrigen einverstanden, wenn Sie sich in der That künftighin von der Politik fern halten wollen. Aber thun Sie das auch; die Politik ist eine wetterwendische Dirne, sage ich Ihnen, keine Göttin, sondern eine Erynnie. Hüten Sie sich vor

ihr! . . Und nun noch eins. Sie bleiben hier, bis meine Frau sich so weit erholt hat, daß sie die Reise nach Europa antreten kann, und dann begleiten Sie sie mit den Kindern nach Biarritz, — eventuell auch in ein Pyrenäenbad, wir müssen da erst einmal den Arzt hören. Das kann noch vierzehn Tage dauern, länger kaum. Inzwischen können Sie bereits telegraphische Antwort von Ihrem österreichischen General erhalten haben und dann, — — ja, wann wollt Ihr denn eigentlich heiraten?"

„O bald, Papa!" fiel Toinette ein, erschrak aber vor sich selbst und wurde purpurrot vor Verlegenheit.

Giorgio küßte ihre Hand und präzisierte ihren Ausruf: „So bald als möglich!" —

„Das heißt?" fragte Cherbonne.

„Das heißt: sobald ich wieder in Bologna festen Fuß gefaßt und mich eingerichtet habe. Dann kann die Hochzeit stattfinden, und ich hoffe zuversichtlich, auch Sie, Papa Cherbonne, werden um diese Zeit den Wüstenstaub von Ihren Sohlen schütteln und dem Feste beiwohnen."

„Wollen sehen," antwortete der Kolonist. „Ich glaube allerdings, ich passe nicht mehr in die civilisierte Welt . . ."

Er brach ab. Es klopfte plötzlich an die Thür, — hastig und mit starker Hand. Und eh' noch ein ‚herein' ertönte, wurde die Thür aufgerissen und ein Soldat stürmte in das Gemach, ein Mann in der Uniform der Fremdenlegionäre, über und über mit Staub bedeckt, das jugendliche Gesicht dunkel gerötet, perlenden Schweiß auf den Wangen.

„Herr Cherbonne?" fragte er und sah sich, nach Atem ringend, im Kreise um.

Der Kolonist erhob sich.

„Der bin ich," entgegnete er erstaunt; „was giebt's?"

„Ich bitte um Ihren Schutz, Herr," stieß der andere keuchend hervor; „ich bin desertiert und werde

verfolgt! Wenn man mich fängt, werde ich ohne Gnade und Barmherzigkeit erschossen! . . Ah!“ schrie er plötzlich auf und stürzte zu Sandro hinüber, „Mister Scanzoni! Wußte ich doch, daß ich Sie hier finden würde! Um Gotteswillen, verstecken Sie mich! Die Verfolger sind mir auf den Fersen! Ich erzähle Ihnen später, was mich zur Flucht trieb, — nur verbergen Sie mich!“

Die ganze Tischgesellschaft war aufgesprungen. Cherbonne schwankte noch. Es schien, als widerstrebe es ihm, einen Deserteur der strafenden Gerechtigkeit zu entziehen. Aber Toinette kam ihm zuvor.

„In mein Zimmer!“ rief sie, „Giorgio, hilf!“

Sie riß eine Tapetenthür auf, die durch eine Längswand des Wohnzimmers in ein kleines Seitengemach führte und bei flüchtiger Musterung kaum zu entdecken war. Dort hinein wurde der Deserteur gedrängt.

Es war hohe Zeit. Kaum hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen, so erklang Pferdegetrappel im Hofe und kurz darauf klopfte es von neuem. Ein schnauzbärtiger Sergeantmajor trat grüßend ein.

„Ich heiße Comino,“ sagte er. „Entschuldigen die Herrschaften die Störung! Wir suchen einen Deserteur der Legion, einen Engländer namens Jamesson. Der Mann muß sich im Hause versteckt halten. Wir sahen ihn hinter den Bäumen im Garten verschwinden. Gestatten Sie, daß wir das Haus durchsuchen?“

„Nein,“ entgegnete Cherbonne, das gestatte ich durchaus nicht. Aber ich bitte Sie Platz zu nehmen, Sergeantmajor. Kühlen Sie sich zunächst einmal ab und trinken Sie ein Glas Wein, dann wollen wir weiter mit einander sprechen . . . Sie heißen Comino, sagten Sie, — sind also vermutlich ein Italiener. Ist's so? — ja? — schön, dann will ich Ihnen in meinem Schwiegersohne, Herrn Giorgio Negli, einen Landsmann von Ihnen, vorstellen, — und da, noch einen zweiten: Herrn Alessandro Scanzoni!“ —

Die Genannten erhoben sich und schüttelten dem Schnauzbart die Hände. Der Alte war sichtlich erfreut, ein paar Landsleute vorzufinden, fragte nach ihrer engeren Heimat und stieß mit ihnen auf Garibaldi an, den er für eine Art Halbgott hielt.

„So," sagte er, nachdem er noch ein zweites und drittes Glas geleert hatte, „wie ist's also nun? Steckt der Bursche im Hause, oder hat er sich durch den hinteren Garteneingang aus dem Staube gemacht?"

„Vielleicht," entgegnete Cherbonne, das Glas Cominos abermals füllend. „Sagen Sie, Sergeantmajor: was steht auf Desertion?"

„Der Tod," erwiderte Comino in einem Tone, als ob er gesagt hätte: ein Orden.

„Also der Tod," fuhr Cherbonne fort. „Und darf ich weiter fragen, aus welchem Grunde Ihr Deserteur wohl geflüchtet sein mag?"

Der Alte lachte.

„Mein lieber Herr," gab er zurück, „aus der Legion, — verdammte Schwefelbande, diese Legion! — pflegen in jeder Woche sieben bis acht Mann zu desertieren; die Hälfte wird gewöhnlich eingeholt und auf der Stelle erschossen. Daß man aber je einen gefragt hätte, warum er eigentlich desertiert sei, — lieber Herr, das ist noch nie vorgekommen! Weshalb auch? Erschossen werden sie ja doch; wo bliebe sonst die Disziplin! Ist schon sowieso locker genug! Schwefelbande, verdammte!"

Er trank. „Übrigens," fügte er hinzu, „mit dem Jamesson war das so'ne Sache! Er hatte sich gut geführt und war schon wenige Wochen nach seinem Eintritt zum Korporal avanciert. Sie müssen nämlich wissen, Herrschaften, daß es bei denen aus guter Familie sozusagen verflucht rasch mit dem Avancement in der Fremdenlegion geht. Wir Leute einfacheren Schlages stehen gewöhnlich zurück . . . Na also; der Jamesson stand gut bei allen Offizieren, nur einer konnte ihn nicht leiden, sein Kapitän. Und

mit dem gab es gestern abend einen gehörigen Krach! Das kam so. Der Kapitän will sich in sein Zelt zurückziehen, um sich schlafen zu legen, und ruft nach seinem Diener. Der ist aber nicht da, — weiß der Teufel, er trieb sich irgendwo herum! Jamesson steht in der Nähe, — und da schreit der Kapitän zu ihm hinüber, — ganz laut, so daß es alle hören können: ‚Jamesson, english beefsteak, komm einmal her und zieh mir die Stiefel aus!‘ — Unter uns gesagt: der Kapitän war betrunken, war voll wie ein Weinschlauch, — das ist er nämlich Abend für Abend! — Jamesson wird totenblaß und erwidert kein Wort, rührt sich auch nicht von der Stelle. Da wirft der Kapitän mit einem Holzscheit, das gerade vor ihm liegt, nach ihm und wiederholt schimpfend und fluchend seinen Befehl, — und da wendet Jamesson sich um und antwortet ruhig: ‚Mein Kapitän, das thu' ich nicht!‘ — ‚Nicht?‘ brüllt der Kapitän, ‚also Verweigerung des Gehorsams? Warte, Kanaille!‘ — und er ruft ein halb' Dutzend Leute zusammen, läßt Jamesson binden und in das Loch werfen. Das Arrestloch ist nämlich eine Erdgrube, müssen Sie wissen, meine Herren! Und dann tritt der Kapitän grinsend vor das Loch und speit auf den Gebundenen und sagt: ‚Morgen früh wirst Du im Angesichte der ganzen Kompagnie degradiert, Du englischer Hund, und wenn Dir die Litzen vom Rocke gerissen worden sind, laß ich Dir fünfundzwanzig aufzählen! Dann wird Dein Dickschädel wohl mürbe geworden sein‘ . . . Das sagte der Kapitän, und er hätte sein Wort gehalten, wenn nicht ein paar mitleidige Hände in der Nacht die Stricke Jamessons zerschnitten hätten, so daß er flüchten konnte . . Na ja, Herrschaften, — weil Sie vorhin danach fragten: ich denke mir, das war's, was den Jamesson zur Desertion veranlaßt hat! Und nun frag ich noch einmal: ist er im Hause oder nicht? —“

„Sergeantmajor,“ antwortete Cherbonne finster; „angenommen, Ihr Deserteur hielte sich wirklich bei

mir verborgen, glauben Sie, daß ich den armen Teufel Ihnen ausliefern würde nach dem, was Sie uns soeben erzählt haben? —"

Der alte Schnauzbart setzte das Glas auf den Tisch zurück, das es klirrte, und schritt dann dicht an Cherbonne heran, seinen umbuschten Mund an dessen Ohr legend.

„Deshalb erzählt ich's Ihnen ja, Herr," sagte er leise, und laut fuhr er fort, sich stramm aufrichtend: „Also der Deserteur ist nicht hier? Ich dachte mir beinahe, daß er ins Gebirge geflüchtet sein wird! Entschuldigen die Herrschaften und guten Abend!"

Er zwinkerte mit den schwarzen Augen, nickte und winkte mit der Hand und verließ dröhnenden Schrittes das Zimmer. Eine Minute später hörte man ihn mit seinen Begleitern davongaloppieren.

Nun wurde Jamesson aus seiner kurzen Haft befreit. Durch die Tapetenthür hatte er jedes Wort, das gesprochen worden war, gehört; er hatte bereits seine unbesiegbare Laune wiedergefunden, begrüßte die Anwesenden in herzlicher Weise und bedankte sich bei Cherbonne in der lustig burschikosen Manier, die ihm eigen war, für die ihm gewährte Gastfreundschaft. Der Kolonist wollte von Dank nichts wissen; sein Handeln sei Menschenpflicht gewesen, nichts anderes. Im übrigen sei nunmehr zu überlegen, wie Jamesson weiter zu schaffen sei, an die Küste und dann auf ein Schiff, damit er über die Verfolgungsgrenze hinauskomme. Eine schwierige Sache, die List und Verschlagenheit erfordere.

„Nicht ganz so schwierig, wie Sie glauben, Herr Cherbonne," wandte Sandro ein. „Ich kenne Mister Jamesson näher als Sie, und habe mancherlei gemeinsame Interessen mit ihm, — gestatten Sie mir bitte, daß ich mich auch jetzt seiner anzunehmen versuche. Ich habe die Absicht, morgen früh meine Reise fortzusetzen, und ich hoffe, Mister Jamesson wird mich begleiten. Natürlich nicht in der Uniform der Fremdenlegion, was wohl ein wenig gefährlich

sein dürfte, sondern in einem Civilanzuge, den ich ihm geben werde. Wir werden als harmlose Touristen durch das Land ziehen, und ich glaube, gerade die Harmlosigkeit seiner Verkleidung wird Mister Jamesson vor einer Entdeckung schützen . . ."

Man sprach noch lange über den Gegenstand hin und her. Der junge Engländer erzählte von seinen Erlebnissen bei der Legion und empfahl den Anwesenden ein Abonnement auf die „London Gazette" in der diese Erlebnisse schwarz auf weiß niedergelegt werden sollten. Seine Schilderungen waren recht wenig rosenfarbig. Die Behandlung der gemeinen Soldaten von seiten ihrer Vorgesetzten sei oft eine geradezu viehische, die Beköstigung, die in der Garnison leidlich gewesen, sei im Felde jammervoll, das kärgliche Traktament werde unregelmäßig bezahlt.

„Trotzalledem," meinte er schließlich und zeigte lachend seine breiten, weißen Zahnreihen, „bedauere ich die paar Wochen nicht, die ich im Dienste Frankreichs verlebt habe, denn ich hoffe, daß sie meiner Zeitung zehntausend neue Abonnenten einbringen werden. Außerdem schreibe ich ein Buch unter dem Titel ‚Zwei Monate in der algierischen Fremdenlegion,' das in sechs Wochen sieben Auflagen erleben und mir so und so viel tausend Pfund einbringen wird. So denke ich auf meine Kosten zu kommen!" — —

Es ging auf Mitternacht, als man sich trennte. Obwohl Giorgio sich körperlich ziemlich ermüdet fühlte, war es ihm doch noch nicht möglich, sein Lager aufzusuchen. Das volle Glück der Liebe, das in sein Herz eingezogen war, gönnte ihm die Ruhe des Schlafes nicht. Die Phantasie arbeitete noch zu rege in ihm und zauberte entzückende Bilder vor sein Auge, — Bilder stillen häuslichen Glücks an der Seite einer geliebten Frau . . . Giorgio schritt mit verschränkten Armen in dem kleinen Gastzimmer auf und nieder, und wenn er sich dem Fenster zuwandte, dann konnte ihm der Mond gerade in das selig

lächelnde Antlitz schauen. Ja, er war selig; es kam ihm vor, als sei mit diesem heutigen Tage seine ganze Vergangenheit gelöscht worden, als beginne ein völlig neues Dasein für ihn. Und seltsam genug: er hatte das Empfinden, als sei er bis dahin krank gewesen; innerlich krank, und als ströme ihm nun mit einemmale in frischen, starken und kraftvollen Wellen die Genesung zu.

Er trat an das Fenster. Weithin dehnte sich vor ihm im Mondenlichte die Landschaft aus. Jenseit des schwarzen Walles, den die Olivenbaum-Einfassung des Gartens bildete, erstreckte sich in allmählicher Senkung bebautes Land. Dann folgte ein breiter, gelbweißer Streifen, ein Steppenstrich, den am Horizonte dunkle phantastische Massen umsäumten, die im falben Lichte zu zittern schienen. Das war Lambessa, die Totenstadt, das Pompeji Nordafrikas, Jahrhunderte hindurch unter dem Schutte vergraben und vergessen, nun wieder erstehend unter den Spatenstichen der französischen Eroberer. Und unwillkürlich mußte Giorgio daran denken, daß dieses weite Land, dem heute fleißige Kolonisten die Früchte der Erde abzuringen sich mühten, zur Zeit der Römerherrschaft in üppiger Kultur erblühte, daß da, wo nunmehr der Samum den gelben Sand zusammenfegte, volkreiche Städte standen, und da, wo die Franzosen ihre Cholera-Barrikaden errichtet hatten, Getreidefelder wogten und durch Palmenwälder breite Straßen führten, hinab zum Rande der Sahâra. Im wachen Traume erstand vor Giorgio wieder jene untergegangene Welt. Der Mond wurde zur Sonne, und blendendes Licht lag über der Landschaft. Lambessa wuchs aus der Erde, stolz und prächtig wie ehemals, mit seinen Tempeln, in denen die Götter wohnten, seinen Marmorpalästen und den weiß schimmernden Statuen, seinem riesenhaften Circus, in den das jauchzende Volk strömte. Ein Volk buntester Mischung: keine Araber, sondern braunhäutige Berber und ebenholzschwarzes Gelichter aus dem Süden Numidiens,

und dazwischen die Herren der Welt, stolze Römer mit ihren Frauen, die hier eine neue Heimat gefunden hatten, Griechen von der sizilianischen Küste, Semiten aus dem Karthagerreiche . . . Und dann erdröhnte die Erde, goldene Adler erglänzten im Sonnenschein: eine Cohorte der dritten römischen Legion, jener unbezwinglichen Legion, die im Fluge den Norden Afrikas zu erobern berufen war, geleitete den Präfekten von Lambessa nach seiner marmornen Loge im Circus. Und alles Volk jauchzte . . .

Ein blühendes Kulturreich am Rande der afrikanischen Wüste! Und heute? — — Durch das offene Fenster schlug ein kalter Nachtwind Giorgio in das erhitzte Gesicht. Ihn fröstelte plötzlich. Wechsel des Irdischen, ewiges auf und ab! Heut' auf glänzender Höhe und morgen im Staube! — Spiegelte sich im Traumzauber dieser Nachtstunde nicht das ganze Menschenleben, nicht auch sein, Giorgios, Leben wider?! —

Er wandte sich um; ihm war, als hätte er ein Knarren der Thür gehört. Und wirklich: die Thür war geöffnet worden, und ein Mensch stand auf der Schwelle, ein junger Mensch, dessen totenhaft blasses Gesicht in diesem Augenblick wahrhaft gespenstisch erschien.

„Sandro?!" rief Giorgio. „Was ist Ihnen geschehen? Was wollen Sie? — Mein Gott, wie sehen Sie aus?!"

Der andere schloß leise die Thür und trat näher.

„Verzeihen Sie meine Störung, Herr Negli," sagte er halblaut und mit sanfter, aber leicht zitternder Stimme. „Ich hörte Sie im Zimmer auf- und niedergehen, Sie konnten also noch nicht schlafen, und da ich den dringenden Wunsch hatte, Ihnen noch heute einige Mitteilungen zu machen, die ich für sehr wichtig halte, so . . ."

Er brach ab, preßte die Lippen zusammen und haschte plötzlich nach Giorgios Hand, die er fest zwischen seinen heißen Fingern hielt und dann gegen

seine Brust drückte. Und dabei stürzten die Thränen aus seinen Augen, sein Atem ging ungestüm und röchelnd, seine Glieder zuckten.

„Sandro, ich bitte Sie, kommen Sie zu sich! Beruhigen Sie sich doch. Junge, lieber Junge! Setzen Sie sich hierher und dann erzählen Sie, was Sie auf dem Herzen haben! Mein Gott, es wird ja nicht so etwas Fürchterliches sein!“

Sandro schlug seine großen, dunklen und thränenfeuchten Augen voll zu dem Sprechenden auf. O, wie anders war der Ausdruck in diesen schwarzen Römeraugen heute als ehedem! Das war nicht mehr jener „spitzbübische Halunkenblick“, der einst Cola Valese gefolgt war, als dieser durch die enge Thür des Pfandleihers im Borgo von Bologna auf die Straße trat und, gehetzt von den Furien seines Gewissens, durch die Nacht floh. Es war ein Stück Seele, das Giorgio entgegenglänzte, ein Stück Seele, von der die Schlacken abgefallen und die wieder rein geworden war. Unter welch' schweren Kämpfen dieser Prozeß der Läuterung vor sich gegangen, — das freilich ahnte Giorgio nicht . . .

Sandro rückte ganz dicht an Negli heran.

„Doch, doch,“ sagte er flüsternd, „es ist etwas Furchtbares, was ich Ihnen zu sagen habe, — es ist das Geständnis eines Verbrechens, einer schweren Schuld! — Ja, einer schweren Schuld, und ich weiß nicht, ob Sie, wenn Sie mich gehört haben, an meine Reue glauben werden. Sei's drum! Ich bereue, es ist so! Säß' ich sonst hier und stände Folterqualen aus?! Glauben Sie mir, Herr Negli, mir frißt's am Herzen und ich wollte, — ich wollte, ich hätte schon früher in jene Augen schauen dürfen —“

Er sprang empor und schlug sich vor die Stirn.

„Was red' ich? was rede ich?!“ fuhr er hastig, abgebrochen und stoßweise fort. „Verzeihen Sie, Herr, — ich bin namenlos aufgeregt, ich will mich zu sammeln versuchen . . .“ Und tief Atem schöpfend

nahm er abermals Platz. „Also, Herr, daß Sie es wissen: Sie sind betrogen worden! Von mir und Cola Valese! Nicht Cola Valese ist von Professor Biagi testamentarisch zum Erben seines Vermögens eingesetzt worden, sondern Sie sind der Erbe, Sie allein!“

Giorgio war sprachlos. Träumte er? — Nein, er wachte, und voll schien der Mond in sein kleines Zimmer, und geisterhaft stierte das fahle Gesicht Sandros ihn an, ein Gesicht wie eine Maske, aber mit angstvoll glühenden, lebendigen Augen. Und ohne ein Wort der Entgegnung abzuwarten, sprach der bereuende Sünder weiter, beichtete die ganze Intrigue, lockerte vor dem entsetzten Blicke des atemlos Lauschenden das ganze, viel verschlungene Gewebe von Niedertracht, Heuchelei, Betrug und Diebstahl, den ganzen Wirrwarr dieser tausend, bis in die Wüste sich erstreckenden Fäden eines Netzes, in dem ein harmloser und gutmütiger Goldvogel gefangen worden war, — ein Gimpel. Und während Sandro mit hastigen Worten weiter erzählte, eine Schandthat nach der andern, kochte in Giorgio der Zorn empor, zunächst der Zorn über sich selbst, daß er so bodenlos thöricht gewesen, den Gimpel zu spielen, daß nie, aber auch nie der Gedanke in ihm aufgestiegen war: forsche nach, ob es wahr ist, daß Vetter Cola der Erbe Biagis geworden und daß Du, Giorgio Negli, leer ausgegangen bist! Ohne weiteres hatte er sich mit dem zufrieden gegeben, was Herr Lionardi, der Chef seines Hauses, ihm über die Erbregulierung geschrieben hatte; o, wie vertrauend und gläubig war er gewesen, — und nun mußte er erleben, daß er schnöde betrogen worden war! . . . Nicht einen Moment hindurch behielt in dieser Mitternachtsstunde das Gefühl in ihm die Oberhand, daß die Eröffnungen Sandros ihn voraussichtlich zum reichen Manne machen mußten, der sorgenlos in die Zukunft schauen konnte. Was ihm alles Blut aus den Wangen trieb und eine tiefe Depression seines ganzen Nerven-

systems hervorrief, so daß er wie bei einem asthmatischen Anfalle nach Luft rang, das war allein der Gedanke, daß Cola Valese mit Verbrechern ein Bündnis geschlossen hatte, um ihn zu berauben. Cola Valese, der Typus weltmännischer Vornehmheit! Cola Valese, der selbst vom Richtertische aus mehr als einmal einen armen Kerl verurteilt hatte, dessen gierige Finger sich vielleicht nach der Tasche des Nächsten ausgestreckt! Cola Valese, sein eigener Vetter!

Und im Mitgefühle dieser unerhörten Schmach senkte Giorgio den Kopf und stöhnte leise auf.

Sandro sah es und hörte den stöhnenden Laut. Und da glitt er vom Stuhle herab, fiel Giorgio zu Füßen und umfaßte dessen Knie.

Es zuckte in Giorgio, mit einem Fußtritte den Buben von sich zu schleudern. Aber ein besseres Gefühl siegte in ihm. Er hob Sandro zu sich empor, und das war auch eine moralische Hebung.

„Lassen Sie das, Sandro," sagte er, „das ist sklavisch. Fahren Sie fort, — doch nein! Zuerst eins noch! Sagen Sie mir ehrlich: was hat Sie bewogen, mir jetzt, nachdem die gegen mich gespielte Intrigue so weit vorgeschritten ist, daß ich mich nur mit Mühe in ihr zurechtfinden kann, zu beichten?"

Wenn Sandro hätte die volle Wahrheit sagen wollen, so hätte er erwidern müssen: weil ich der, die ich liebe, frei und offen wollte ins Auge sehen können!

Aber Sandro schämte sich dieses Geständnisses und deshalb antwortete er nur:

„Weil etwas in wir war, das mich zu meiner Beichte trieb!" —

Hinter den Bergen glomm das Morgenrot auf und die Nachtnebel in den Thälern flatterten als weiße Schleier zu den Wolken empor, und noch immer saßen die beiden nebeneinder und sprachen im Flüstertone über das, was sie von der kommenden Zeit erwarteten. . . .

Um dieselbe Stunde aber neigte sich der, dessen Name im Gespräch der beiden immer wiederkehrte, neigte sich Cola Valese über den grünen Spieltisch in seinem Klub zu Rom und starrte mit gläsernem Auge auf die mit Goldrollen und Papierfetzen bedeckten Karten. Sein Gesicht verzerrte sich, als die blasse Lippe des Bankhalters gleichmütig vor sich hinsprach: „Valet gagne, Dame perd,“ und die Elfenbeinharke Gold und Papier vom Tische zusammenkratzte. Es waren riesige Summen, die Cola in den letzten Wochen dem Spiele geopfert hatte, aber nicht der Verlust war's, der ihn in diesem Augenblicke erschreckte, sondern ein leises, mahnendes Wort, das an seinem Ohre vorüber klang und das immer ein tiefes Grauen in ihm erweckte, weil es die Vergangenheit in seiner Seele lebendig werden ließ, die Warnung seines Gewissens:

„Cola Valese, hüte Dich!“

* * *

Als sich die Insassen des Farmhauses zum Morgenimbiß versammelten, fehlten Sandro und Jamesson. Giorgio hatte es übernommen, den Dank der beiden für die ihnen gewährte Gastfreundschaft an Cherbonne zu übermitteln und ihren frühen Aufbruch zu entschuldigen. Ein fragender Blick Toinettes streifte dabei den Sprechenden; sie hatte mitten in der Nacht in dem Zimmer über ihr, das Giorgio bewohnte, hallende Schritte und stundenlanges Geflüster gehört, — und etwas von der Erbsünde der Neugier lebte auch in ihr. Doch ihre Neugier sollte heute nur halb befriedigt werden. Nach eingenommenem Frühstück gingen Cherbonne und Giorgio in den Garten, und Toinette blieb, um den Tisch abzuräumen und Anordnungen für die Wirtschaft zu treffen, noch im Zimmer zurück. Die Fenster nach dem Garten standen weit offen und Toinette konnte jedesmal, wenn die beiden vorüber-

schritten, Bruchstücke ihres Gesprächs auffangen, Fragmente, von denen sie nicht wußte, wie sie zu verstehen waren und die sie der Dunkelheit ihres Sinnes wegen noch mehr erregten. Denn auch Toinettes Namen wurde von den auf und nieder Wandelnden zu öfterem genannt, wie beispielsweise eben jetzt, wo das junge Mädchen Giorgio ganz deutlich sagen hörte:

. . . „Um Toinettes willen darf ich keine Rücksicht walten lassen, es geht nicht an!“

„Wärst auch schön dumm,“ warf Cherbonne ein; „ein paar Millionen sind kein Kinderspiel, mein Junge! Brauchst ja nicht gleich auf gerichtlichem Wege gegen die Halunken vorzugehen, vielleicht rücken sie mit dem Mammon heraus, wenn sie sehen, daß er doch nicht mehr zu halten ist . . .“

Dann verklang das Gespräch, das beim Wiederkommen der beiden Männer eine neue Wendung angenommen zu haben schien.

„Ist jenes Mädchen wirklich eine eheliche Tochter Biagis,“ hörte Toinette Giorgio sprechen, „dann tritt die ganze verwickelte Angelegenheit abermals in eine neue Phase, und dann ist es sehr zweifelhaft, ob mir die Erbschaft überhaupt noch verbleibt.“

„Ah bah, warten wir ab! Auf Ali Suëls Ehrlichkeit gebe ich nach den letzten Vorfällen nicht so viel,“ — und Cherbonne schnippte mit den Fingern. „Im übrigen, ich komme zwar zur Zeit schlecht ab von meinen Farmen, aber ein paar Millionen zu retten ist auch eine Sache von Wichtigkeit . . . kurzum, Giorgio, ich begleite Euch! Woll'n 'mal gemeinsam gegen den Feind vorrücken . . .“

Toinette setzte im Zimmer klirrend das Tafelgeschirr zusammen und floh in die Küche. Sie wollte von diesem aufregenden Gespräche nichts mehr hören, von den zu rettenden Millionen und all jenen anderen unheimlichen Dingen, von denen sie nichts verstand und die ihr nur das Herz beengten. Die Zeit mußte ihr ja die Lösung auch dieses Rätsels schaffen.

Sie erwiderte denn auch kein Wort, als ihr Vater ihr bei Tische mitteilte, er werde die Familie nach Biarritz begleiten und dann wahrscheinlich mit Giorgio einen Abstecher nach Italien hinein unternehmen, um dort dem „guten Jungen“ bei der Regelung einer ganz verzwickten Erbschaftsangelegenheit behülflich sein zu können.

Die nächsten Tage erforderten der Abreise wegen naturgemäß eine besonders anstrengende Thätigkeit. Cherbonne verschrieb sich aus Constantine eine Anzahl neuer Arbeitskräfte, auf die er rechnen konnte, und schickte sie nach Bu Saâda; nur einen kleineren Teil behielt er für Moulin Ste. Anne zurück, das unter der Aufsicht eines durchaus zuverlässigen Verwalters stand, dem genaue Vorschriften, aber auch umfassende Vollmachten gegeben wurden.

Da sich Frau Anne inzwischen so weit erholt hatte, daß sie reisefähig war, — völlige Genesung konnte nach Ausspruch des Arztes nur ein rascher Klimawechsel bringen — so brach man eines schönen Morgens von Moulin Ste. Anne auf, um über Setif nach der Küstenstadt Bougie und von dort aus mit einem Dampfer der neugegründeten Messagerie maritime nach Marseille weiter zu reisen. Die Kavalkade war groß. In zwei, mit je acht Pferden bespannten mächtigen Kutschwagen hatten Frau Anne, Toinette, Marie, Alfons, Viktorienne und die Zofe der Hausfrau Platz genommen. Cherbonne, Giorgio und Hamed waren zu Pferde; zehn Spahis, die der Löwentöter sich gegen ein gewisses Entgelt für jeden einzelnen vom Kommandanten Batnas erbeten hatte, begleiteten den Zug der Sicherheit wegen bis Setif. Außerdem hatte Cherbonne dafür gesorgt, daß von sechs zu sechs Stunden Relais gelegt worden waren, so daß die Reise mit stets frischen Pferden ohne Verzögerung fortgesetzt werden konnte.

Der erste Aufenthalt wurde in einer Karawanserai von Setif genommen, das man nach achtzehnstündiger Reise erreichte. Setif hatte 1849 erst ein

ziemlich kleines europäisches Viertel, die Karawanserai, die sich übrigens stolz „Grand Hôtel de Paris“ benannte, ließ demzufolge recht viel zu wünschen übrig, genügte aber, um vor allen Dingen der stark erschöpften Frau Anne eine Nacht ruhigen Schlafes zu schaffen. Schlimmer erging es den Männern, deren Zimmer nach einem freien Platze hinausführten, auf dem die Beduinen und Kabylen der Umgegend gerade Markt abhielten. Flammende Feuerzeichen erhellten die ganze Nacht hindurch den Platz, auf dem sich schreiend und feilschend eine bunte Menge tummelte: zerlumptes Gesindel neben hochgewachsenen, vornehm ausschauenden Arabern, Bergkabylen aus der Dschurdschura in ihren turmartigen Hüten aus Palmenbast, tiefschwarzes Negervolk und auch vereinzelte weiße Kolonisten und rothosige Soldaten der Garnison. Der Anblick dieses im Hintergrunde durch die wohlerhaltenen stattlichen Reste der altrömischen Citadelle begrenzten Bildes war malerisch genug, aber leider ließ der betäubende Lärm der handelnden Menschheit die ermüdeten Reisenden wenig zur Ruhe kommen. Giorgio nützte die Nacht denn auch in anderer Weise aus: er setzte den Brief an den General Pflanzelter auf, den er von Marseille aus an diesen senden wollte. Er schrieb kurz und eindringlich, schilderte dem General wahrheitsgetreu noch einmal die eigenartigen Verhältnisse, die ihn seiner Zeit dazu bewogen hatten, sich in Verkleidung in das österreichische Lager einzuschleichen, erzählte von den dringenden Familienverhältnissen, die seine Anwesenheit in Bologna notwendig machten, verpflichtete sich schriftlich, sich nie mehr in politische Intriguen, namentlich in solche, die gegen Österreich gerichtet, einlassen zu wollen, und bat schließlich um Entbindung von jenem Ehrenworte, das er dem Lieutenant Trautmann vor seiner Flucht aus San Michele in Bosco hatte geben müssen und das ihn daran hinderte, im Laufe der nächsten zwei Jahre den Boden Italiens zu betreten. Er erbat sich umgehende Antwort nach

Biarritz, Hôtel de la Poste, und adressierte das Schreiben an den General Pflanzelter, Kommandeur der siebzehnten Infanterie-Brigade zu Wien, mit dem besonderen Vermerk: „Eventuell nachzusenden.“

Der General war zweifellos eine in Wien so bekannte militärische Persönlichkeit, daß der Brief, den Giorgio der Sicherheit wegen rekommandiert, oder wie man damals sagte: „mit Recipisse“, abgehen lassen wollte, in die Hände des Adressaten gelangen mußte, auch wenn die Adresse selbst nicht völlig genau angegeben war. Aus der Thatsache, daß Giorgio zur Zeit gewissermaßen „auf Befehl“ Pflanzelters aus S. Michele in Bosco geflüchtet war, glaubte er außerdem schließen zu können, daß dem General die ganze leidige Angelegenheit noch im Gedächtnis sein und daß dieser noch immer Interesse an ihr nehmen werde; er hoffte mit Sicherheit auf die Gewährung seines Anliegens und nahm sich vor, seine Sache, falls Pflanzelter ihm wider Erwarten nicht antworten sollte, durch den italienischen Konsul in Marseille auf diplomatischem Wege regeln zu lassen, ein Weg, der allerdings weiter und umständlicher war als der direkte. —

Am folgenden Vormittage wurde die Reise durch die große Kabylie fortgesetzt. Da man nunmehr in gebirgiges Terrain gelangte, so kam man minder schnell vorwärts als bisher, mußte in Rücksicht auf Frau Cherbonne auch noch einmal eine längere Rast machen. Am zweiten Abend nach der Abreise von Setif sah die Karawane endlich das Meer und den wundervollen Golf von Bougie vor sich liegen, ein im Purpurschimmer der untergehenden Sonne weithin sich erstreckendes Panorama voll üppiger Reize. Im Osten stieg in riesenhaften Formen der sechstausend Fuß hohe Djebel Nebuhr mit seinem seltsam geformten, platten Rücken empor, im Westen die schwarzdunkle Masse des Djebel Beni Mimuhn, reich bedeckt mit wogenden Korkwäldern, und zwischen

diese Giganten hatte die Wunder schaffende Natur einen Garten voll zauberischer Herrlichkeit hineingebettet. Da blühte und grünte alles in der Ebene am Meer, und auf niedrigen Hügelreihen schlangen sich der Ölbaum und die Granate, Karrube und Feige, Citrone und Orange zu einem saftig grünen Laubkranz ineinander. Tiefere Farbentöne brachten in dieses entzückende Landschaftsbild die Eichen- und Korkbaumwälder hinein, die sich an die Hänge der Berge lehnten, deren kühn gestaltete Gipfel in den Wolken verschwanden. Inmitten dieser, vom Schöpfer mit tausend Reizen ausgestatteten Landschaft am Fuße zweier pittoresk gezackter Felsgruppen und von einem Kranze mittelalterlicher Forts umgeben, lag Bougie, die Hauptstadt der großen Kabylie, das Saldae der Römer und das Bidschajah der Araber, das General Trézel am 29. September 1833 der Trikolore unterworfen hatte.

Die Reisenden kehrten in dem besten der neugegründeten französischen Gasthöfe, einem elenden kleinen Hotel auf der Place Louis-Philippe, ein, wo auch Professor Sommer logierte und die Eintreffenden mit Herzlichkeit begrüßte. Sommer hatte nur auf die Ankunft Giorgios gewartet; fachwissenschaftliche Interessen riefen ihn nach Kairo, wohin er Anfang der kommenden Woche abdampfen wollte. Noch am Abend der Ankunft erkundigte sich Giorgio in dem am Hafen gelegenen Büreau der Messagerie maritime nach der Abfahrt des nächsten Marseiller Steamers. Es traf sich günstig; der Dampfer „Ville de Rome“ sollte in zwei Tagen in See gehen. Bis dahin konnte man sich gemächlich von den Anstrengungen der langen Landreise erholen. Auch Giorgio fühlte sich so ermüdet, daß er nach einem kurzen Plauderstündchen mit Sommer schon frühzeitig sein Lager aufsuchte.

Ein starkes Pochen an seiner Zimmerthüre weckte ihn am folgenden Morgen nach zehnstündigem, festem und erquickendem Schlummer. Er glaubte noch zu

träumen, als die Thür sich öffnete und eine wohlbekannte Männererscheinung auf ihn zutrat, ihm die Hand entgegenstreckte und mit klingender Stimme sagte:

„Aho, Herr Vetter — haben wohl nicht vermutet, mich so überraschend plötzlich wiederzusehen, zumal hier unten, in diesem jämmerlichen Lande, wo sich die Insekten vom Blute der Menschheit nähren und Löwe und Panther wild wachsen!? Ja, ja, — reiben Sie sich nur die Augen, — der helle Tag scheint durch die Fenster, — wir sind in Bougie, und der, der Ihnen gegenübersteht, ist Doktor Ricardi, Ihr Vetter! . . ."

Allmählich begann Giorgio aus der Befangenheit zu erwachen, in die ihn die Nachwehen des langen Schlafes und das unerwartete Erscheinen des Chemikers versetzt hatten.

„Ricardi, — weiß Gott, — ja, ist es denn möglich?!" stieß er endlich hervor und richtete sich im Bette auf. „Sie hier?! — Was um aller Welt willen hat Sie aus Ihrem stillen Laboratorium in Bologna vertrieben? Was wollen Sie hier — in Afrika?"

„Viel Fragen auf einmal," lachte der große Erfinder und nahm auf dem Bettrande Platz. „Nämlich: es ist mir schlecht gegangen. Sie verstehen! Ich habe an einer neuen Erfindung gearbeitet, einer kriegswissenschaftlichen, an einem billigeren Ersatz für das Pulver. Die notwendigen Versuche verschlangen meine letzten Mittel; Cola Valese — Sie wissen doch, daß dieser Tropf der Erbe Biagis geworden ist? — nun also, Cola Valese half mir ja zeitweilig, doch das genügte nicht. Da wandte ich mich an unsere gemeinsame Cousine Vittorina Ambrasi. Und siehe da, Vittorina war vernünftig genug, mir ein paar tausend Scudi vorzuschießen, verlangte aber dafür, ich sollte meine Experimente vorläufig unterbrechen und mit ihr zunächst einmal eine Erholungsreise nach Algerien machen. Ahnen Sie etwas, Vetter? —

Unter uns gesagt, Vittorina ist nach dem Tode ihrer Mutter vollkommen rabiat geworden. Ein wenig emanzipiert war sie ja immer — na, kurz und gut, sie kam eines schönen Tages auf den Einfall, eine kleine Spritztour nach Algerien zu machen. Ich habe so meine Gedanken darüber. Vittorina geriet nämlich ganz aus dem Häuschen, als es durch Lionardi in Bologna bekannt wurde, daß Sie nicht, wie es anfänglich hieß, von den Österreichern erschossen worden seien, sondern mit einem deutschen Professor in Nordafrika herumreisten. Und da — aber ich will meine Privat-Kombinationen lieber für mich behalten und mich nur auf das Referieren beschränken! Besser so. Also, mein guter Giorgio, Vittorina wünschte, ich solle sie als Reisemarschall begleiten. Bon, sagte ich und fragte nicht weiter; mir wär's ganz recht — meine Erfindung lief nicht davon und ich sehnte mich lange darnach, einmal ein Stückchen von der Welt zu sehen. Zuerst ging's nach Algier, und von dort die Küste entlang bis hierher, nach Bougie. Dann wollten wir weiter nach Setif und Constantine, aber ich meine, da uns nunmehr ein glücklicher Zufall Sie in die Arme geführt hat, werden wir eine kleine Pause oder vielleicht auch völlig einen Strich unter die fernere Reiseroute machen. I Gott bewahre, was hat die Vittorina für ein Mordsglück! Suchet, so werdet Ihr finden! Ich muß sagen, so etwas ist noch gar nicht dagewesen! . . ."

Der geschwätzige Chemiker schwieg eine Weile und drehte an seinem martialischen Knebelbarte. Giorgio aber stützte die Arme auf die emporgezogenen Kniee und legte die Stirn in die Hände — in tollem Wirbel tanzten die Gedanken durch seinen Kopf. Gütiger Himmel, was war das wieder für ein seltsames Intermezzo! — Den Anspielungen Ricardis zufolge war Vittorina ihm nachgereist . . . o nein, das war unmöglich! Er hatte mit der schönen Ambrasi nie anders als mit verwandtschaftlicher Herz-

lichkeit verkehrt, Ricardi mußte sich irren, seine ruhelose Phantasie hatte ihm ein romantisches Trugbild vorgezaubert. Durch Vittorinas ganzes Wesen war allezeit ein Zug launenhaften Amazonentums gegangen; auch ihre plötzliche Idee, die Algérie zu bereisen, war sicher nichts weiter als eine Kaprice gewesen, die Kaprice einer reichen und verwöhnten Frau, die es zu bequem findet, sich Zügel anzulegen . . . Trotz alledem! Auch die Möglichkeit eines Mißverständnisses mußte aus dem Wege geräumt werden, wenn auch nur, um den Gedankengallopp und die waghalsigen Kombinationen des neu ernannten Reisemarschalls Vittorinas ein klein wenig einzudämmen.

Und Giorgio hob den Kopf und schaute Ricardi mit anscheinender Harmlosigkeit ins Auge.

„Mancherlei in dem, was Sie mir erzählen, bester Vetter, ist mir, ich muß es gestehen, nicht ganz klar geworden," erwiderte er; „indessen freue ich mich aufrichtig, Ihnen wieder einmal die Hand drücken zu können, freue mich auch ehrlich darüber, Vittorina begrüßen zu dürfen. Melden Sie ihr, Herr Marschall, — ich darf Sie doch so nennen, — meinen Besuch in einer Stunde an. Ich will nur Toilette machen, so weit dies bei meiner mangelhaft gewordenen Wüsten-Garderobe möglich ist, — und will dann meine im Hause befindliche kleine Braut benachrichtigen, damit auch sie die neue Cousine kennen lernt. Sie müssen nämlich wissen, Doktor, daß ich mich verlobt habe und mich mit meiner Braut, meinen Schwiegereltern und einer ganzen Kompagnie von Schwägern und Schwägerinnen in Miniaturausgabe auf dem Wege nach Europa befinde . . ."

Der bedeutende Chemiker erhob sich langsam von seinem Platze und zeigte Giorgio dabei ein seiner geistigen Größe ganz und gar nicht entsprechendes Schafsgesicht. Doktor Ricardi sah unglaublich dumm aus in diesem Augenblick; er war so überrascht, daß er sich nicht einmal zu einer zusammenhängenden

Antwort aufschwingen konnte, sondern nur fassungslos stammelte:

„Was? . . . Wie? . . . Giorgio . . . Sie sind verlobt, — versagt?“ —

Giorgio lachte hell auf.

„Jawohl, bester Freund,“ rief er lustig, „mein Gott, ist denn das so verwunderlich?! Ich bin verlobt, — und damit auch versagt, wie sie sich auszudrücken belieben! Verlobt mit dem herrlichsten Geschöpf unter der Sonne, mit Toinette Cherbonne, ältesten Tochter Oktave Cherbonnes, eines algierischen Kolonisten, von dessen Renommee als Löwenjäger Sie vielleicht dann und wann schon einmal in den Zeitungen gelesen haben!“ —

Doktor Ricardi nahm den eisernen Stuhl, der neben dem Bette Giorgios stand, mit samt den darauf liegenden Sachen und stieß ihn dröhnend auf den Estrich des Bodens.

„Donnerwetter,“ fluchte er dabei, „das ist ja eine ganz unerhörte Geschichte!“

„Erlauben Sie gütigst, Vetter, was ist denn dabei so unerhört? Wie alt sind Sie? Ich taxiere, an die fünfzig! Sie sind also selbst noch lange nicht alt genug, um nicht gleichfalls einmal an den unerhörten Streich einer Verlobung denken zu können! Meine, das Gute liegt Ihnen doch nahe genug!“

Ricardi reckte ihm seine gewaltige Hand entgegen.

„Adieu, Giorgio,“ sagte er kurz. „Die Nachricht ist mir so in die Glieder gefahren, daß ich zunächst einmal meinen Kopf in eine Waschschüssel stecken will, um das Gedankenrad wieder in Schwung zu bringen . . “

Und er stampfte davon und ließ an der Thüre noch einmal ein staunendes „Sollte man's glauben!“ hören.

Giorgio erhob sich und begann sich anzukleiden. Er hatte indessen seine Toilette noch nicht beendet, als Ricardi abermals bei ihm erschien.

„Lassen Sie sich nicht stören, Vetter," rief er beim Eintreten, „ich habe Ihnen nur eine kurze Mitteilung zu überbringen! Vittorina läßt Sie grüßen, hat aber leider — na ja, sie hat arge Migräne, sagt sie, und kann Sie zu ihrem Bedauern nicht empfangen, weder Sie noch Ihr Fräulein Braut. Aber sie spricht Ihnen durch mich ihre Glückwünsche aus und hofft Sie in Bologna wiederzusehen. Wir reisen in nächster Woche nach Kairo."

„Also nicht in das Innere der Algérie?"

„Nein, mein Freund. Vittorina hat an der Table d'hôte einen deutschen Gelehrten getroffen, der sie vor einer Reise ins Innere, des Aufstands wegen, gewarnt hat. Da der deutsche Herr nun nach Kairo will, so ist Vittorina auf denselben Gedanken gekommen. Sie hat manchmal die Gedanken anderer!"

„Bravo! Ihr habt in jenem Deutschen die beste Gesellschaft, denn er ist mein vertrauter Freund, derselbe, mit dem im Verein ich im Süden Algeriens mit Panthern, Kabylen und Arabern gekämpft habe."

„Derselbe?! — Nun, mir soll's recht sein; er interessiert sich für meine Erfindung und will mich mit dem preußischen Kriegsministerium in Verbindung bringen. Er ist ein Mann von Geist. Er scheint auch Vittorina zu gefallen . . . Übrigens, Giorgio, ich kann nicht unterdrücken, Ihnen zu erzählen, daß Vittorina totenblaß wurde, als ich ihr mitteilte, daß Sie verlobt sind . . ."

„O, die arme Vittorina," — und Giorgio schlüpfte in seinen Rock, — „ihre Migräne muß sehr schmerzhaft sein! Kann sie denn nichts dagegen thun?"

„Giorgio, Sie sind ein Mensch ohne Herz! Sie sind aber auch von frevelhaftem Leichtsinn. Vittorina hat sechzigtausend Francs Rente."

„Cousin," erwiderte Giorgio, trat dicht an Ricardi heran und legte seine Rechte auf dessen Gigantenschulter, „mein Wort darauf: wenn Vittorina auch das Doppelte an Rente besäße, ich würde dennoch

außer stande sein, ihre Migräne zu heilen. Legen Sie ihr, bitte, meine schönsten Grüße zu Füßen und sagen Sie ihr, daß auch ich mich herzlich freuen würde, sie in Bologna wiederzusehen. Und damit Gott befohlen!" —

Was sollte Ricardi noch sagen? Er schüttelte Giorgio die Hand, zuckte ein paar mal mit den Schultern, brummte „aho, aho" in seine Bartmähne und ging dann zu Vittorina, um ihr zu berichten, daß Vetter Negli sehr viel von seiner früheren Liebenswürdigkeit verloren habe.

Es war selbstverständlich, daß Sommer und Giorgio im Laufe des Tages bei gelegentlichem Geplauder auch Vittorinas erwähnten. Der Professor fand sie „bezaubernd," nnd Giorgio ergänzte diese kurze Charakteristik dahin:

„Ganz gewiß, sie ist ein bezauberndes Mädchen! Auch ich halte viel von ihr und wünsche von Herzen, daß sie bald jemand finden möge, der ihr den Weg zum Glücke zeigt, damit sie nicht, was bei ihrer Veranlagung tief zu bedauern wäre, frühzeitig verwaist und vereinsamt . . . "

* * *

Giorgio sah Vittorina nicht mehr. Er sah nicht, als er am nächsten Morgen mit der Familie Cherbonne das Gasthaus verließ, das schöne, stolze und blasse Gesicht, das ihm hinter einem Fenster der ersten Etage mit schwimmenden Augen nachblickte. Er dachte auch nicht daran, daß er auf dem Boden Afrikas, den er nunmehr verließ, die Liebe zweier Frauen eingesargt hatte, zweier schönen und edlen Frauen, die grundverschieden ihrem Charakter und ihrer Lebensauffassung nach, nur in der Neigung zu ihm ein Gemeinsames hatten. Er dachte nicht daran, denn er schritt an der Seite Toinettes, und seine Gedanken wanderten weit über das sonnenbeglänzte blaue Meer in seine Heimatstadt, in der er sich ein

süßes und stilles, Leben ausfüllendes Glück zu schaffen hoffte. —

Sommer begleitete die Reisenden auf das Schiff. Der Abschied von ihm wurde Giorgio nicht leicht; er hatte den gutmütigen und liebenswürdigen, klugen und energischen, wenn auch ziemlich nüchtern denkenden Deutschen aufrichtig lieb gewonnen, und er winkte ihm mit der erhobenen Hand noch letzte Grüße zu, bis der Dampfer davonschnaubte und das kleine Boot, in dem die lange Gestalt des Professors aufgerichtet stand, seinen Blicken entzogen wurde.

Die Weiterreise erlitt keinerlei Unterbrechungen. Wohlbehalten traf Giorgio mit Cherbonnes in Marseille ein und begleitete die letzteren von dort aus nach Biarritz, wo er mit Toinette köstliche Wochen verlebte. Und dann traf eines Tages ein umfangreiches, aktenmäßig ausschauendes Schreiben an ihn ein. Es kam vom Kommando der k. k. österreichischen siebzehnten Infanterie Brigade und enthielt nichts als die folgende, in lakonischem Militärstile gehaltene Mitteilung:

„Ew. Wohlgeboren

auf Ihre Zuschrift vom 24. vorigen Monats ergebenst zur Nachricht, daß von seiten des hiesigen Kommandos niemals Ihre Entweichung aus österreichischer Gefangenschaft begünstigt worden ist, daß Ihnen nie verboten wurde und verboten werden konnte, im Laufe der nächsten zwei Jahre nicht nach Italien zurückzukehren, daß also selbstverständlich diesseitig der gewünschten Rückkehr auch keinerlei Hindernisse in den Weg gelegt werden können.

Trautmann,
Hauptmann und Brigade-Adjutant."

Fünftes Kapitel.

Letallah.

Die Sonne war hinter die mit duftig blauen Schleiern umwebten Albanerberge hinabgesunken und die Schatten der lauen Herbstnacht düsterten auf. Aber im Garten der Villa Biagi zu Frascati spürte man die Dunkelheit nicht, die schon die Thäler füllte und ihre Fittiche allmählich auch über die Höhen zu reiten begann. In diesen weit ausgedehnten, schön gepflegten Parkanlagen, deren Mitte ein zierlicher, aber ganz stilloser Villenbau einnahm, flammten viele Hunderte von buntfarbigen Ballons, die zwischen dem Grün der Bäume, Hecken und Bosketts gleich riesenhaften Leuchtkäfern glänzten, hier die Helle des Tages hervorzauberten und an anderer Stelle, wo Grotten und Laubengänge zu traulichem Zwiegespräch aufforderten, ein zartes Dämmerlicht verbreiteten.

Wunderliche Gestalten belebten zu Paaren und Gruppen oder vereinzelt dieses Zauberbild aus „Tausend und eine Nacht.“ Da sah man würdige Herren in geistlichen Gewändern, wie die römische Klerisei sie in verflossenen Jahrhunderten getragen haben mochte, Arm in Arm mit jungen Dirnen in den luftigen Kostümen von Alt-Hellas, Rosen im aufgelösten, dunklen Haar und strahlende Lebensluft in den Augen. Da sah man weiter ritterliche Gestalten in Harnisch und Wehr, Troubadoure aus der sonnigen Provence, die Guitarre über den Rücken ge-

hängt und die Spielhahnfeder am bunten Barett, — Hofherren aus der Zeit Ludwigs XIV., Pulcinelle in bauschigen, weißen Gewändern und mit Kalkgesichtern, zierliche Pierretten und Damen aus dem Rokoko: eine Gesellschaft in hundert verschiedenen Trachten, und dennoch eine ganz moderne Gesellschaft, wenn man ihrem leichtfertigen, meist in französischer Sprache geführten Geplauder lauschte.

In der That bestand auch ein großer Teil der Anwesenden aus Franzosen. Es waren Offiziere der nach der Kapitulation Roms daselbst zurückgebliebenen französischen Besatzung, lustige Herren von heiterster Lebensauffassung, die mit dem jungen Millionär, in dessen Besitz die Villa Biagi übergegangen war, Freundschaft geschlossen hatten und gewöhnlich an den Festen Teil zu nehmen pflegten, in denen er seine Zeit und seine Millionen vergeudete. Denn Cola Valese hatte die Erbschaft Biagis kein Glück gebracht. Es wäre vielleicht besser für ihn gewesen, er hätte seinen Entschluß, in die weite Welt hinein zu reisen, ausgeführt. Aber die Genüsse der Großstadt hielten ihn in Rom zurück, im ewigen Rom, in dem nach dem Karneval der Revolution ein neuer, noch tollerer Karneval des Lebens begonnen hatte. Mit den französischen Okkupationstruppen war ein Element in die Mauern der Siebenhügelstadt gekommen, das die jüngeren Kreise der römischen Gesellschaft mächtig in seinen Bann zog. Es war ein beständiger Fasching, und gerade diejenigen pflegten sich am ausgelassensten und wildesten an diesem tollen Treiben zu beteiligen, die vorher am erbittertsten gegen die Okkupation Roms protestiert hatten: die der „goldenen Jugend“ zuzählenden Kreise. Der leichte Lebenssinn und die graziöse Frivolität der französischen Sieger hatten einen unheilvollen Einfluß auf die jüngere vornehme Welt der Stadt ausgeübt; man vergaß alle Feindschaft, alle Schmach der vergangenen Tage, man sang und spielte, scherzte, jubilierte und tanzte und hörte

nicht das dumpfe Grollen des Vulkans, auf dem man stand. —

Der breite, mit gelbem Kies bestreute und von Platanen eingefaßte Hauptweg, der den vorderen Parkteil der Villa durchschnitt, führte zunächst auf eine weite, von Statuen flankierte Terrasse, auf der soeben eine ganze Kohorte gallonierter Diener beschäftigt war, eine lange, gedeckte Tafel abzuräumen. Hier hatte die Gesellschaft Valeses soupirt, und noch bewiesen die Reste der Tafel, auf welcher der Glanz des Silbers mit den farbigen Strahlenreflexen kunstvoller Krystalle zu wetteifern schien, wie üppig der junge Millionär zu leben verstand. Über die Reize der Teufelfreuden ging ihm allerdings ein noch gefährlicherer Reiz: Cola war zum Spieler geworden. Eine tolle Leidenschaft für das Hazard hatte ihn ergriffen und rieb seine Nervenkraft und sein Vermögen auf. Es war ein furchtbarer Dämon, der ihn beherrschte, und Cola gab sich nicht einmal Mühe, ihn zu bekämpfen. Er konnte der Aufregungen des Spiels kaum noch entbehren; sie verscheuchten die bösen Gedanken, die seine Seele durchstürmten und schienen die Mahnrufe seines Gewissens beschwichtigen zu wollen. Beelzebub sollte den Teufel vertreiben.

Cola war nicht mehr der frische, allezeit heitere, leichtlebige Bursche von ehemals. Wer ihn in dem kleinen, ganz im Rokokostile eingerichteten Spielzimmer der Villa in der charakteristischen Maskentracht eines spanischen Hidalgo sitzen sah, der hätte ihn für einen vierzigjährigen, arg vom Leben geschüttelten und mitgenommenen Mann gehalten, wenn er nicht gewußt, daß Cola kaum die Mitte der Zwanzig überschritten hatte. Sein hübsches Gesicht war blaß vom Nachtwachen und durchfurcht von den Aufregungen eines wilden und ziellosen Lebens, und der Glanz seines Auges war ein fieberhafter. Er hatte den Kopf in die linke Hand gestützt und dirigierte mit der Rechten die Goldrollen, die neben ihm lagen. Zehn bis zwölf meist jüngere Herren, alle in Kostüm, standen und

saßen um ihn herum und beteiligten sich mit ihm am Baccarat.

„Sie müssen unmenschlich viel Glück in der Liebe haben, Valese," sagte einer der Herren; — „ich habe Sie wenigstens, seit ich bei Ihnen verkehre, kaum ein einziges Mal im Spiele gewinnen sehen."

„Ich bin überhaupt ein Pechvogel, Herr von Estignac," lachte Cola gezwungen, „ich muß unter einem ungünstigen Stern geboren worden sein!"

„Ist denn kein Astrologe zur Hand, der uns das Horoskop unseres unglücklichen Freundes stellen kann?" meinte ein anderer.

„Doch — ja!" warf ein vierter ein. „Mir scheint, als hätte ich vorhin im Garten so etwas von einem orientalischen Magier gesehen, einen unheimlichen Kerl in, irre ich nicht, arabischer Tracht, den kein Mensch kennen wollte!"

„Mit einem süßen kleinen Mädel am Arm — nicht wahr?" fragte Herr von Estignac.

„Ein zierliches Dingchen in roten Pluderhosen und perlengesticktem Jäckchen, — so einer Art Haremskostüm, — trippelte allerdings neben ihm her, ob die Kleine aber so süß ist, wie Sie meinen, lieber Estignac, weiß ich nicht, denn Sie hatte einen dichten Schleier vor dem Gesicht."

„Dann ist's eine Nachteule," bemerkte ein dicker Mönch, „denn wahre Schönheit verschleiert sich nicht!"

„Verloren! — Hören Sie auf, Cola, Sie erhaschen das Glück heute nicht mehr!"

„Erst recht!" — und neue Goldstücke klirrten über die Tischplatte.

Es wurde später und später. Vor die Terasse der Villa begannen die ersten Wagen zu rollen, um diejenigen Gäste, die es nicht vorzogen, in Frascati zu übernachten, nach Rom zurückzufahren. Von Zeit zu Zeit stürmte ein Maskenschwarm in das Spielzimmer. „Addio, Valese, — es war wieder einmal entzückend bei Ihnen!" — „Ihr macht mich glücklich, Kinder; kommt gut nach Hause!" — „Auf Wieder-

sehen, Cola!“ — „Auf Wiedersehen Kleine; grüß' Deine Schwester!“ — „Adieu, adieu, adieu!“ . . . Und ohne aufzustehen, teilte Valese nach rechts und links Händedrücke aus und vertiefte sich inzwischen wieder in sein Spiel.

Im Parke erlosch eine der bunten Lampen nach der anderen. Der Morgenwind erwachte, rauschte durch Platanen und Pinien und spielte mit den Blumenguirlanden, die sich an den Eisengittern emporrankten. Im Gartensaale der Villa, der als Vorgemach diente, gähnten und reckelten sich mit abgespannten Gesichtern die Lakaien.

„Ein Hundeleben!“ sagte einer von ihnen, „das halt ich nicht mehr lange aus!“ — „Das heißt: wenn Du genug zusammengestohlen hast, schwimmst Du ab“, bemerkte ein zweiter, und ein dritter fügte hinzu: „Wenn man so lange wie ich beim Fürsten Borghese gedient hat, widerstrebt es einem förmlich, der Handlanger eines Parvenus zu werden! Das liebe Geld!“ —

„Pst!“ machte in diesem Augenblick ein anderer, denn vom Garten her trat noch ein verspätetes Maskenpaar in das Gemach: ein hochgewachsener, dunkelhäutiger Mann in arabischer Tschobba, mit Turban und Fes, weiten Beinkleidern und gelben Schuhen, und neben ihm ein verschleiertes Mädchen in Odalisken-Tracht.

Der Araber grüßte.

„Sind noch Gäste im Spielzimmer?“ fragte er in flüssigem Italienisch.

„Ich glaube, die letzten entfernen sich soeben,“ erwiderte einer der Lakaien, und wirklich traten in diesem Augenblick, laut lachend und plaudernd, vier junge Herren aus dem Innern der Villa in das Gartenzimmer und warfen mit Hülfe der Diener ihre Mäntel über.

Der Araber und seine Begleiterin schritten lautlos durch eine kleine Flucht von Gemächern nach

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

dem Spielsalon, dessen Thüre offen stand. Cola saß noch am grünen Tische, aber allein. Er hatte die Wangen in beide Handflächen gestützt und starrte mit verglastem Auge vor sich hin — über den Tisch, auf dem noch die Karten lagen und vereinzelte Fetzen Papiers, in das die Geldrollen eingewickelt gewesen waren — und über die weiß lackierte, mit Medaillonbildern in Watteauschem Genre geschmückte Wand. Sein Blick war glanzlos, unendlich müde und tot.

Als er die schlürfenden Schritte des Arabers hinter sich hörte, zuckte er zusammen, wandte sich um und erhob sich sodann.

„Verzeihung," sagte der Araber im Nähertreten und mit höflicher Verbeugung, „Verzeihung, daß ich noch zu so später Stunde störe. Aber mir lag daran — —"

„O, ich bitte," fiel Valese ein, dessen lebhafter werdender Blick neugierig an der Gestalt der Odaliske hing; „ich bin für meine Gäste jederzeit zu sprechen, selbst in der Nacht und selbst, wie heute, in der Morgenfrühe . . ."

„Ich bin leider kein Gast Ihres Hauses," fuhr der andere fort, „weder ich noch meine Begleiterin. Wir kamen in der Abendstunde von Rom herüber, um Sie zu sprechen, und mußten zu unserm Bedauern sehen, daß Sie Gesellschaft bei sich hatten. Da aber das, was ich Ihnen zu sagen habe, Herr Valese, recht wichtiger Natur ist, so waren wir keck genug, uns unter Ihre Gäste zu mischen, um abzuwarten, bis auch der letzte das Haus verlassen habe."

Cola war aufmerksam geworden; ein ängstliches Gefühl der Beunruhigung, — wie kam es nur? — überschlich ihn plötzlich.

„Wenn ich Sie recht verstehe," entgegnete er stockend, „so ist Ihr Kostüm keine Maskerade —"

„Durchaus nicht," fiel der Fremde ein; „ich bin ein Mohammedaner, heiße ben Ali Suël und war bis jetzt der Verwalter von Bu Kobreïn, jener Besitzung Ihres verstorbenen Oheims bei Bu Saâda

in Algerien, die durch Erbschaft an Sie übergegangen ist . . .“

Warum erblaßte Cola so plötzlich? — Erwachte die Furcht vor ihm, die bleiche Angst vor der rächenden Nemesis? . . . Er wandte sein Antlitz ab, damit der andere den jähen Farbenwechsel auf seinen Wangen nicht merke, und antwortete leichthin:

„Seien Sie mir willkommen, mein Herr! — Nur ein Wort noch, ehe ich Sie bitte, mir den Grund mitzuteilen, der Sie bewogen hat, die lange Reise hierher zu unternehmen: ist Ihnen nicht bekannt geworden, daß ich jene Besitzung bei Bu Saâda in rechtmäßiger Form einem andern cediert habe?“

„Dem Herrn Alessandro Scanzoni, — ganz recht,“ erwiderte Ali Suël. „Aber Bu Kobreïn ist nicht der Grund meiner Reise gewesen, — in keiner Weise. Es handelt sich um andere Dinge.“

„Und um was, wenn ich fragen darf?“

Ali Suël nahm das junge Mädchen, das bis dahin bescheiden in der Nähe der Thür gestanden hatte, an seine Hand und führte es dicht vor Valese.

„Schlage den Schleier zurück, Letallah,“ befahl Suël.

Das Mädchen gehorchte und zeigte Cola ein zartes, bildhübsches Gesichtchen mit rosigem Teint und dunkelblonden, in die Stirn fallenden Löckchen, mit blauen Augen und mit Wangen, auf denen die Röte der Scham und der Verlegenheit lagen.

„An wen erinnern Sie die Züge Letallahs, Herr Valese?“ fragte Suël weiter.

Cola wurde immer verwirrter. Er verstand nicht recht, wo dieser rätselhafte Araber hinaus wollte, aber sein ganzes Wesen beängstigte ihn. Es machte ihm Mühe, in der nervösen Stimmung, in welcher er sich befand, Gleichmut zu heucheln.

„In der That, mein Herr,“ antwortete er, „ich wüßte nicht, an wen mich diese außerordentlich

schöne junge Dame erinnern sollte, — ich finde keine Ähnlichkeit zwischen ihr und irgend einem meiner Bekannten."

„Auch nicht mit dem Professor Biagi?"

Cola stutzte und lachte dann auf.

„Auch das nicht," entgegnete er; „mein Onkel Biagi war tief brünett und war, — er mag mir diese Wahrheit im Grabe verzeihen — kein Ausbund von Schönheit . . ."

„Ich habe ihn persönlich gekannt und muß Ihnen recht geben," sagte der Araber; „trotzdem erinnern gewisse Linien im Profil Letellahs unzweifelhaft an Herrn Biagi, obwohl das Mädchen mehr Ähnlichkeit mit seiner Mutter als mit ihm besitzt. Denn, Herr Valese, dieses Mädchen ist die legitime Tochter des verstorbenen Professors Biagi aus seiner kurzen und unglücklichen Ehe mit einer Engländerin Namens Kate Jamesson!" —

Alles hatte Cola für möglich gehalten, — einen Moment sogar war der furchtbare Gedanke in ihm aufgestiegen, Sandro könne nicht reinen Mund gehalten haben, — das aber hatte er nicht erwartet! Er stützte sich mit beiden Händen rückwärts auf die Platte des Spieltisches, und sein starr gewordener Blick stierte zu Ali Suël hinüber und dann wieder zu Letallah, die schweigend und mit Purpur übergossen neben diesem stand. Und plötzlich stieß Cola ein schrilles, dröhnendes Lachen aus.

„Narrenspossen!" rief er wütend. „Halten Sie mich für einen leichtgläubigen Thoren, Herr? — Beweisen Sie Ihre abenteuerliche Behauptung oder . . ."

Er lenkte ein.

„Sie haben sich vermutlich selbst täuschen lassen, Herr," fuhr er gemäßigten Tones fort, „oder sind auf Grund irgend welcher irriger Kombinationen zu einem Trugschlusse gelangt. Biagi ist nie verheiratet gewesen, — nie, — und glauben Sie mir das nicht, so lassen Sie sich gefälligst die Civilstands=

Register seiner Vaterstadt Bologna vorlegen oder erkundigen Sie sich dort persönlich nach den Verhältnissen des Verstorbenen. Mein Gott, welcher Unsinn!"

Ali Suël blieb ruhig. Kein Zug veränderte sich in seinem Erzgesicht, keine Linie. Er griff in die Brusttasche seiner amarantfarbenen Tschobba, des weiten arabischen Oberkleides, das er trug, und zog eine kleine Ledermappe hervor, die er öffnete und der er ein Päckchen vergilbter Briefschaften entnahm. Dann winkte er Letallah, sich niederzulassen, und zog sich sebst einen Stuhl an den Spieltisch heran.

„Professor Biagi hat allerdings die Thatsache seiner unglücklichen Ehe absichtlich aller Welt verheimlicht," sagte er, einzelne Briefe entfaltend; „aber das Gesetz dürfte darauf kaum Rücksicht nehmen. Hören Sie zu, Herr Valese, und gestatten Sie, daß ich sitzen bleibe, — es ist eine ziemlich lange Geschichte, die ich Ihnen zu berichten habe . . ."

Und Ali Suël begann zu erzählen, — die Geschichte der Ehe Biagis mit jener excentrischen jungen Engländerin, die eine flüchtige Herzenslaune mit schwerer Tragik hatte büßen müssen und deren auf dem Grunde des Meeres ruhenden Leichnam man nie gefunden hatte. Ali Suël blieb in seinem Berichte bei der Wahrheit, bis er auf die Geburt der Tochter Biagis zu sprechen kam.

„Nennen Sie es ein psychologisches Rätsel," sagte er, „daß Biagi von dem unschuldigen kleinen Mädchen niemals etwas hat wissen wollen, oder suchen Sie den Grund für diese auffallende Erscheinung in der rasenden Eifersucht, die ihn gepackt hatte und die sein ganzes Herz mit Mißtrauen erfüllte, — ich überlasse das Ihnen. An dem Faktum, daß Letallah die eheliche Tochter Biagis ist, ist jedenfalls nicht zu rütteln, — die Briefe und die Papiere, die in meinen Händen sind, werden dies unumstößlich fest beweisen. Aus diesen Papieren geht nämlich hervor, daß Biagi mir und meinem Bruder

Bartolo die Erziehung seines Töchterchens gegen Zahlung eines jährlichen Entgelts übertragen hat. Ich bemerke dabei zu näherem Verständnis der ersten in dieser Angelegenheit an mich gerichteten Briefe Biagis, daß ich ein geborener Malteser bin und erst späterhin zum Islam übertrat, daß ich es aber in der fanatisch-mohammedanischen Umgebung, in der ich lebte, für notwendig gehalten habe, den Glauben zu erwecken, ich sei arabischer Geburt . . . Ich brachte das Kind bei einer meiner Schwestern unter, die in Konstantinopel verheiratet ist, und dort wurde Letallah in der Religion des Landes aufgezogen, bis ich mich selbst verehelichte und sie zu mir nehmen konnte . . . Nun prüfen Sie, bitte, die Papiere, die ich Ihnen vorlegen werde; sie sind sämtlich von der Hand Biagis und werden Ihre letzten Zweifel lösen."

Ali Suël reichte Valese die Briefschaften herüber, die chronologisch geordnet waren und aus denen allerdings zur Evidenz hervorging, daß Biagi Letallah als seine Tochter aus der Ehe mit Kate Jamesson anerkannte. Die Briefe behandelten fast ausschließlich Geldfragen; in jedem einzelnen aber kehrte die Bitte wieder, Francesco, beziehungsweise Ali Suël möge die Ehestandsgeschichte Biagis und die Existenz seiner Tochter als ein absolutes Geheimnis behüten.

Cola prüfte die Briefschaften mit Aufmerksamkeit. An eine Fälschung war nicht zu denken, die Handschrift Biagis in ihren charakteristischen Zügen war unverkennbar. Je weiter sich Cola in diese verhängnisvollen Papiere hineinlas, desto fahler wurde sein Antlitz; die Hände, mit denen er die einzelnen Blätter umwandte, zitterten nervös, und kalter Schweiß perlte auf seiner Stirn. Und plötzlich sprang er auf, griff nach der Stuhllehne und schrie, während seine Augen rollten, Ali Suël ins Gesicht:

„Wer aber sagt mir, daß Ihr nicht doch Betrüger seid?! Wer beweist mir, daß jene Letallah

wirklich Biagis Tochter ist?! Daß seine Tochter nicht in Wahrheit längst tot und dieses Mädchen nur untergeschoben ist?! —"

In seiner Erregung sah Cola nicht, daß Letallah bei diesen, in grimmiger Wut hervorgestoßenen Worten tief blaß wurde, er hörte nur, daß Ali Suël gleichmütig erwiderte:

„Die Gerichte werden darüber entscheiden, Herr Valese. Ich habe einwandfreie Zeugen zur Hand, unter ihnen die ehemalige Amme Letallahs, eine Fellafrau, die Biagi seiner Zeit in Kairo engagiert hatte und die Letallah nie verlassen hat, die noch heute ihre Dienerin ist."

Erschöpft sank Cola auf seinen Stuhl zurück; Ali Suël aber erhob sich, trat neben ihn und sagte, seine braune Hand auf die Schulter des jungen Mannes legend:

„Sie haben keinen Grund zu verzweifeln, Herr. Es ist fraglos, daß die italienischen Gerichte nach Lage der Sache Letallah die ganze Erbschaft Biagis zusprechen müssen. Aber wir sind bescheidener. Wir fordern nur zwei Dritteile, wenn uns diese Summe, also zwei Millionen Francs, sofort und bar ausbezahlt wird. Letallah, sage dem Herrn, daß Du mit dieser Regelung der Angelegenheit einverstanden bist."

Und Letallah öffnete zum erstenmale, seit sie Cola gegenüberstand, ihre rosigen Lippen und antwortete auf die französisch an sie gerichtete Frage in gleicher Sprache und mit sympathisch klingender Stimme:

„Ich bin damit einverstanden."

Cola fuhr mit der Rechten durch sein ihm wüst in die Stirn fallendes Haar.

„Geben Sie mir Bedenkzeit," sagte er, schwer atmend. „Bis morgen nur! — Wo wohnen Sie? Darf ich Ihnen für die Nacht ein paar Zimmer in meiner Villa anbieten?"

„Wir nehmen das dankbarst an, um so lieber,

als vermutlich auch Letallah sehr ermüdet sein wird."

Cola rief einem der Diener, die noch durch das schon vom Morgendämmer erhellte Haus schlichen, seine Befehle zu und reichte sodann Ali Suël die Hand.

„Der Diener wird Ihnen Ihre Zimmer anweisen," sagte er. „Und nun auf Wiedersehen! Ich bin krankhaft erschöpft und kann nicht mehr denken. Morgen ein Weiteres!"

Er gab auch Letallah die Hand und schaute ihr dabei voll und mit einem Ausdruck von Neugier in das Gesicht. Sie errötete wieder und senkte die Augen.

Dann trennte man sich.

Angekleidet warf sich Cola in seinem Schlafgemache auf einem Divan nieder. Er war in der That „krankhaft erschöpft," und vielleicht gerade deshalb floh ihn der Schlummer. Mit weit offenen Augen stierte er in die von einem zarten Parfum durchwellte Luft. Er fühlte sich jammervoll elend, geistig und körperlich gebrochen. Die Rückwirkung des wahnsinnig tollen Lebens, das er in den letzten Monaten geführt hatte, begann. Dazu kamen seelische Stimmungen, die ihn folterten und immer wieder zum Spieltisch oder zur Flasche trieben, ihn von Aufregung zu Aufregung hetzten. Er war ja kein Verbrecher groben Schlages, war eine nervös veranlagte, feinfühlige und sensible Natur, auf die jede Erschütterung wie ein Keulenschlag wirkte. Und wie ein Keulenschlag hatte ihn auch die Enthüllung Ali Suëls getroffen. Die Briefe Biagis, die jede Täuschung ausschlossen, und das absolut sichere, ruhige und gleichmütige Auftreten des Malteſers gaben Cola die Gewißheit, daß Letallah die Tochter seines verstorbenen Oheims war. Damit zerronnen aber die Reste der erstohlenen Erbschaft unter seinen Fingern. Die Reste, — denn wenn Ali Suël für Letallah zwei Millionen forderte,

so blieb ihm, Cola, nichts mehr — nichts! Seine Schulden und sein üppiges Leben, sowie seine thörichte Großmut gegen das Parasitengeschmeiß, das seine Umgebung bildete, hatten in wenigen Monaten rund eine Million verschlungen . . . Cola lachte leise und heiser auf, — es klang fast wie ein Krächzen, — und bohrte den heißen Kopf in die Divankissen hinein . . . Das hatte noch gefehlt! Zum Verbrecher geworden um nichts! Und nun rollte auch noch das erstohlene Vermögen in den Abgrund, — nur das Nichts blieb zurück! Es war, um verrückt zu werden, und wie das rastlos kreisende Blut sich ungestüm nach dem Hirn des Fiebernden drängte, da glaubte er wirklich, der Wahnsinn packe ihn bereits.

Er sprang auf, riß sich die Oberkleider vom Leibe und goß sich über dem Waschbecken ein paar Schalen Wasser über den Kopf. Das war sein altes Mittel nach einer wüst durchtobten Nacht, und es wirkte auch heute. Als er sich abtrocknete, spürte er, daß er ruhiger zu werden begann. Er warf sich von neuem auf den Divan, nachdem er ein Fenster geöffnet und der erfrischenden Morgenluft Zugang in das Gemach verschafft hatte. Er versuchte seine Gedanken zu ordnen, — und als von ungefähr das rosige Gesicht Letallahs und ihre zierliche Odaliskengestalt vor seinem geistigen Auge auftauchte, da schoß ihm plötzlich eine wunderliche, erregende und doch wieder beruhigende Idee durch den Kopf.

Wie, wenn er Letallah heiratete?! — Dann war er als ihr Gatte der thatsächlich rechtmäßige Erbe des Biagi'schen Vermögens, — war es auch den testamentarischen Bestimmungen des Professors gegenüber, denn nach dem Gesetz wäre jenes Testament, existierte es wirklich noch, ohne jeden Zweifel für ungültig erklärt worden, wenn Letallah ihre Rechte als ehelich geborene Tochter des Erblassers geltend gemacht hätte. Und Letallah war ein reizendes Mädchen; — er selbst aber fühlte sich seines Einflusses auf ein warmes, thörichtes Weiberherz so

sicher, daß er keinen Augenblick daran zweifelte, auch diese kleine Mohammedanerin zu erlisten und zu gewinnen . . . Erregt sprang er auf. ‚Mut! Muth!‘ rief er sich zu. ‚Was überleg' ich noch lange?! Wer den Strick schon am Halse fühlt, hat keine Zeit, erst sorgfältig die für und wider zu erwägen! Ist erst Letallah mein Weib, dann bin ich bis an das Ende meiner Tage geborgen. Ob ich sie liebe? — Du lieber Gott, die Liebe wird schon kommen, und dieses holde kleine Geschöpf ist ehrlicher Liebe wahrhaftig nicht unwert! Also, Cola, ziehe die zartesten Register Deiner armen Seele auf und suche Letallah für Dich zu gewinnen!‘ —

Hätte er nur gewußt, wie sich um diese selbe Stunde Letallah auf ihrem Lager schlaflos warf! Wie sie mit den kleinen Händen ihr blondes Haar zerwühlte, und wie es über ihr schönes Gesicht in wildem Schmerze zuckte, zu einer so schmählichen Rolle verurteilt worden zu sein! Wie sie in heißem Flehen zu der verstorbenen Mutter betete, herabzusteigen aus dem Himmel der Seligen und sie an ihr Herz zu nehmen und ihr beizustehen im Kampfe gegen den eigenen Vater! —

Auch Ali Suël schlief noch nicht, auch ihn hatten die Ergebnisse des Abends noch nicht zur Ruhe kommen lassen. Er saß in seinem Zimmer am weit geöffneten Fenster, und ein zufriedenes Lächeln lag auf seinem dunklen Gesicht. Er war auch zufrieden mit sich selbst und mit dem raschen Erfolg seiner Reise. Er war immer ein Mann schnellen Handelns gewesen, aber niemals schien seine Thatkraft sich so glänzend lohnen zu wollen als dieses Mal. Er hatte dem instinktiven Gefühl, daß es für ihn hätte gefährlich werden können, wäre er noch länger in Bu Saâda verblieben, auf der Stelle nachgegeben. Sandro war ein Gegner, mit dem man rechnen mußte, der Scheik wollte ihm nicht wohl, und auch die Wogen des Aufstandes konnten ihn mit sich fortreißen, denn er war im ganzen Hodna wegen seiner Tücke und

Verschlagenheit und seiner grausamen Härte gegen Sklaven und Diener verhaßt. Was ihn vor allem aber forttrieb, war der Betrug mit Letallah, den Sandro unwissentlich in ihm angeregt hatte. Letallah oder vielmehr Hanifa, denn den ersteren Namen führte sie nur als angebliches Kind Biagis, war Ali Suëls leibliche Tochter aus dessen erster Ehe mit einer blonden Chiotin, die von Piraten geraubt und in marokkanische Sklaverei gebracht worden war, die er dort freigekauft nnd leidenschaftlich geliebt hatte. Die Chiotin war längst gestorben, die Sehnsucht nach ihrer meerumrauschten Heimatsinsel hatte sie in einen frühen Tod getrieben, aber die Liebe, die Ali Suël für die Mutter gehegt hatte, übertrug er auch auf die Tochter. In tiefster Wüsteneinsamkeit spielte er selbst ihren Erzieher und Lehrer, und es war merkwürdig, wie ängstlich sich dieser in Sünden aufgewachsene Mann bemühte, seine Tochter fern von allen bösen Regungen zu halten. Das wurde ihm freilich nicht schwer. denn Letallah glich ganz ihrer armen Mutter, die sich in allem Ungemache des Lebens die Lauterkeit ihrer Seele zu erhalten gewußt hatte. Letallah war eine lernbegierige und um so eifrigere Schülerin, als sie in der Abgeschlossenheit des väterlichen Hauses wenig Zerstreuung fand; sie liebte auch ihren Vater mit großer Zärtlichkeit und in vollkommener Ahnungslosigkeit seines verbrecherischen Lebens, bis Ali Suël, von Geldgier getrieben, eines Tages selbst den Schleier zerriß, der bis dahin sein wahres Sein vor den Augen des Mädchens verborgen hatte.

Raffiniert wie immer, ging der Malteser auch in diesem Falle zu Werke. Er erschien eines Tages bei Costanto Filippo, einem reichen italienischen Kolonisten in Bu Saâda, demselben Unglücklichen, dessen Familie kurz darauf von der aufständischen Bevölkerung so grausam hingeschlachtet wurde, teilte ihm mit, daß dringende Geschäft e ihn für mehrere Jahre nach Europa riefen und bot ihm seine Liegenschaften im

Hodna zum Kaufe an. Der Italiener traute anfänglich dem Angebote Ali Suëls nicht recht, zumal der Preis, den er forderte, ein außerordentlich mäßiger war, aber Suël schien auf dieses Zaudern vorbereitet zu sein. Er brachte den Kadi gleich mit und erklärte sich auf der Stelle bereit, die nötigen Formalitäten vollziehen zu lassen, wenn Filippo ihm den Kaufpreis bei der Banque Ottomane in Konstantinopel, wo der Malteser seine Gelder verwalten ließ, sicher stellen und von dem Verkaufe der Grundstücke erst nach seiner definitiven Abreise sprechen wolle. Darauf konnte Filippo, den die vorzügliche Instandhaltung der Farmen Ali Suëls und die Billigkeit derselben lockte und der die furchtbare Gefahr der Aufstands-Bewegung nicht ahnte, schon eingehen; der Verkauf wurde in gesetzlicher Form vor dem von dem Malteser reichlich gespickten Kadi abgeschlossen, und Suël kehrte mit vollwichtigen Anweisungen in der Tasche nach Hause zurück. Er hatte selbstverständlich die Absicht gehabt, vor seiner Abreise die Spuren seiner Fälscher-Thätigkeit vollkommen zu vernichten; da er aber aus sicheren und untrüglichen Anzeichen zu entnehmen wußte, daß die Rebellion in Bu Saâda zu jeder Stunde in hellen Flammen ausbrechen konnte, so packte er eilends seine Wertsachen zusammen und zog davon. Er hatte alle Brücken hinter sich abgebrochen, — es war ihm im Grunde genommen gleichgültig, ob die braunen Rebellen, wenn sie sein Haus stürmten, wie vorauszusehen war, sein geheimes Laboratorium fanden oder nicht! —

Unbehelligt traf Ali Suël in Algier ein, und dort erst eröffnete er Letallah den Hauptgrund seiner plötzlichen Abreise, die das junge Mädchen als willkommene Abwechslung mit Jubel begrüßt hatte. Auch Suël konnte sich einer tiefgehenden Erschütterung nicht erwehren, als er sah, wie furchtbar seine Enthüllung auf Letallah wirkte. In ganz anderem Lichte stand nunmehr ihr Vater vor ihr als ehedem: das

war nicht mehr der weise, strenggläubige, rechtlich denkende Mohammedaner, für den er sich bisher ausgegeben und den Letallah nicht nur als Vater, sondern wie die Verkörperung alles Guten, wie eine Inkarnation ihres Glaubens verehrt und geliebt hatte, — das war nur noch der blanke Schurke, der, um seiner Gier nach fremdem Golde zu fröhnen, selbst vor der eigenen Tochter alle Hüllen fallen ließ, die seine verbrecherische Selbstsucht bis dahin heuchlerisch verdeckt hatten. Dem Jammer Letallahs gegenüber kann auch für Ali Suël eine Stunde, in der er weich zu werden schien, aber Bartolo, der ein halbes Menschenalter hindurch gemeinsam mit seinem Bruder die Welt geplündert hatte, verstand es, diese „thörichte Schwäche" sehr schnell zu besiegen. Wahnsinn, eine so günstige Gelegenheit, ein paar Millionen in die Tasche zu stecken, nutzlos verstreichen zu lassen! Wahnsinn, um eines winselnden Mädchens willen ein Vermögen zu opfern! Sentimentalitäten, die in die Lebensbahn eines Ali Suël nicht gehörten! War dieser letzte glänzendste Streich gelungen, so war ja noch immer Zeit, in sich zu gehen, fromm zu werden wie die kleine Letallah — oder in vollen Zügen den Rest des Daseins zu genießen, wie Bartolo es vorhatte! — O, dieser Bruder Bartolo wußte zu sprechen! Das war die Schule von Malta, die an alle Küsten des Mittelmeers ihre Eleven verstreut hat und den Ruf aufrecht zu erhalten weiß, daß der Malteser ein „geborener" Spitzbube ist! . . . Und Ali Suël sah ein, daß sein Bruder im Rechte war, ging zu Letallah, packte in grimmiger Wut ihre Handgelenke, schüttelte sie und schrie sie mit furchtbarer Stimme an, indem er die Faust gegen sie hob: „Du gehorchst, oder" . . .

In diesem Augenblick war es Letallah, als risse ihr eine eisige Hand das Herz mitten aus der warmen Brust, als lösche etwas in ihrem Innern aus. Totenbleich sank sie ihrem Vater zu Füßen und stammelte:

„Ich werde gehorchen!" —

Von jenem Tage ab, seit dieser Scene, die sich in einem kleinen Gasthofe von Algier abspielte, sprach Letallah nur dann noch mit ihrem Vater, wenn sie direkt antworten mußte. Er war ihr Vater nicht mehr, sie empfand ein unbesiegbares Grauen vor dem Manne, den sie mit unschuldigem Herzen abgöttisch verehrt und in dessen Seele sie einen Blick hatte werfen müssen, der sie mit Entsetzen erfüllte.

Ali Suël spürte die krasse Veränderung im Wesen seiner Tochter sehr wohl und er empfand sie zuweilen bitter. Aber über seine Kindesliebe ging ihm sein Gelddurst, und er nickte beistimmend, wenn Bartolo ihm sagte: „Rege Dich nicht auf, Cecco, mein Alter; Letallah wird Dir von selbst wiederkommen, wenn wir sie erst in die westliche Civilisation eingeführt haben werden. Auf dem Pflaster von Paris, in seidenen Kleidern, im Theater und in den Gesellschaften wird das Prinzeßchen vergessen, daß sie einmal auf Deinen Befehl hat Komödie spielen müssen. Sei unbesorgt! Ihr weiches Herzchen wurde zu schwer und zu plötzlich getroffen, aber das giebt sich wieder, — glaub' mirs!" — — —

Suël reiste mit seiner Tochter allein weiter, zunächst nach Bologna und, als er dort hörte, daß Cola Valese auf seiner Villa in Frascati weile, nach Rom. Bartolo hielt sich inzwischen in Palermo zurück, bereit, jeden Augenblick thätig in das Intriguenspiel einzugreifen, das gegen Valese vorbereitet wurde. Gleich am zweiten Tage nach seiner Ankunft in Rom fuhr Ali Suël mit seiner gut instruierten Tochter nach Frascati. Ihm war bekannt geworden, das Cola an diesem Tage seinen Freunden ein Kostümfest in der Villa Biagi gab, und das war auch der Grund gewesen, der ihn veranlaßt hatte, arabische Tracht anzulegen. Er hätte sich ja auch in aller Form und zu geeigneterer Zeit bei Cola anmelden lassen können, aber es lag in seiner Absicht, diesen über seine Persönlichkeit nicht erst nachgrübeln zu lassen, sondern

ihm plötzlich, unerwartet und erschreckend gegenüber zu treten.

Und Ali Suël lächelte wieder, während er durch das Fenster in den duftenden, dämmernden Morgen hinauslugte: sein Coup, ein echter und rechter Theatercoup, schien gelingen zu wollen. Waren aber erst diese zwei Millionen in seiner Hand, dann wollte er sich endlich Ruhe gönnen, die wohlverdiente Ruhe nach langjährigem rastlosem Schaffen, nach fieberhafter Thätigkeit. Und diese Ruhe sollte eine wonnevolle sein, ein Ausgenießen des Lebens, so wie es ihm seine Reichtümer gestatteten. Wundersame Phantasien umgaukelten ihn. Er sah sich an der Seite Letallahs als orientalischer Prinz in der Pariser Gesellschaft eine glänzende Rolle spielen; in seinen Salons verkehrte nur die eleganteste Welt und auf seinen märchenhaft schönen Landsitzen im Süden Frankreichs, in der unmittelbaren Umgebung von Paris und hoch oben in der romantischen Bretagne besuchten ihn Minister und Fürsten. Vor seinem unermeßlichen Reichtum beugte sich alles, und eines Tages erbat sich ein junger Herzog, der Sprosse eines der ältesten Landesgeschlechter, seine Tochter zur Gattin. Die kleine Hanifa, die Tochter Ceccos, des maltesischen Spitzbuben, und einer armen, als Sklavin verkauften Chiotin, die Gemahlin eines Herzogs, selbst Herzogin, — welch' gleißende und doch nicht gar so phantastische Aussichten! . . .

Da aber schrak Ali Suël plötzlich zusammen. Dicht unter dem Fenster, an dem er saß, flatterte ein verspäteter Nachtvogel, ein Käuzchen, scheu mit den Flügeln schlagend, empor, streifte fast sein Gesicht und stieß dabei einen schrillen, klagenden Laut aus.

Ali Suël war eine abergläubische Natur, — und ein Käuzchenruf bedeutet Unglück für den, der ihn hört.

Sechstes Kapitel.

Zum Ende!

Cola hatte nur zwei Stunden geschlafen und war dann in den Garten geeilt. Es trieb ihn hinaus ins Freie, er dürstete nach der frischen, erquickenden Luft, dem Gebirgsodem, der, vermischt mit dem fliehenden Duft der letzten Rosen und Azaleen, durch den Park wehte. Cola war in einem leichten Morgenkostüm und trug keinen Hut; es that ihm wohl, daß der Wind frei seine Stirn umfächelte.

Er schritt rasch den breiten Hauptweg hinab und bog dann in einen der schmaleren Fußpfade ein, die durch die Bosketts führten. Dieser Weg weitete sich mitten zwischen Taxus- und Lorbeerhecken zu einem Rasen-Rondelle, das auf einem vorspringenden Felsen angelegt worden war, der nach der Straßenseite zu steil abfiel und einen entzückenden Ausblick über die sich zur Campagna abflachende Berglandschaft gewährte.

Den Felsabhang begrenzte in nur halber Mannshöhe ein eisernes Gitterwerk, und an diesem Gitter sah Cola zu seiner Verwunderung völlig bewegungslos eine in einen langen dunklen Mantel gehüllte, anscheinend weibliche Gestalt stehen.

Als er nähertrat, wandte die Gestalt sich um, und nun schaute Cola in das todblasse und müde Gesichtchen Letallahs, die, zusammenschreckend, bemüht war, die Kapuze ihres Mantels weiter über

den Kopf zu ziehen und sich enger in die Falten der Umhüllung zu wickeln.

„So früh auf nach der späten Rast des gestrigen Tages?“ sagte Cola mit leichter Verneigung. „Ich glaubte Sie noch in festem Schlummer, Fräulein Letallah, — und wahrhaftig Sie sehen auch nicht so aus, als ob Sie schon ausgeschlafen hätten!“

Letallah kämpfte sichtlich mit schwerer Verlegenheit. Ihre Harems-Erziehung ließ sie, obwohl ihr Vater ihr gesagt hatte, daß in Europa die Damenwelt nur zum Schutze ihres Teints Schleier zu tragen pflege, bei dem Gedanken erröten, daß ein junger Mann ihr frei und offen in das Gesicht schauen könne. Und, mühsam sich zusammennehmend, stammelte sie:

„O — nicht doch, — ich bin das frühe Aufstehen gewöhnt . . .“

„Ich denke, das ist nicht Sitte bei den Damen des Orients,“ lächelte Cola, entzückt über die mädchenhafte Scheu Letallahs; „wenigstens entsinne ich mich, in Reisebeschreibungen gelesen zu haben, daß die Orientalinnen die Bequemlichkeit über alles lieben. Freilich, Sie selbst gehören ja nur durch Ihre Erziehung dem Orient an, nicht durch Ihre Geburt, und ich vermute, Sie werden sich sehr bald mit unserer moderneren Civilisation befreunden, wenn Sie erst ganz unter uns leben werden.“

„Ich — hoffe es,“ entgegnete Letallah leise und mit ängstlichem Bemühen, dem Blicke Colas nicht zu begegnen.

Valese lehnte sich mit dem Rücken gegen den schlanken Stamm einer Pinie, die dich über dem Abgrunde ihren dunkelgrünen Wipfel ausbreitete, und scharrte mit der Spitze seines Stiefels im Sande. Auch ihn überkam eine eigentümliche Befangenheit, über die er sich selbst ärgerte. War es nicht lächerlich, daß er, der weltgewandte Mann, einem un-

bedeutenden kleinen Mädchen gegenüber seine volle Sicherheit verlor? —

„Es ist eine seltsame Angelegenheit, die uns miteinander bekannt gemacht hat," begann er nach kurzer Pause von neuem; „ich hätte es mir nie träumen lassen, daß eines Tages aus fernem Süden eine nahe Verwandte herangereift kommen würde, um mir zu sagen: ‚pardon, lieber Vetter, die paar Millionen, die Sie da kürzlich von Ihrem Onkel Biagi geerbt haben, gehören nach Recht und Gesetz nicht Ihnen, sondern mir!' — Sie müssen mir zugeben, Letallah, — die Sache hat auch ihre tragikomische Seite, — für mich natürlich nur, dem nichts bleibt, nachdem man ihm seinen goldenen Boden entzogen hat, als das prickelnde Gefühl unangenehmen Erstaunens, daß das Schicksal der merkwürdigste Hexenmeister von der Welt ist . . . Freilich, — was mich über den Verlust meines güldenen Lebens-Elixirs immerhin noch trösten kann, ist die Thatsache, daß die Hand, die ihn mir entzieht, keine rauhe und grobe, sondern eine zarte, liebe und milde ist . . . Sie haben in der That ein bewundernswertes Händchen, Letallah!"

Und Cola, der schlaue Cola, der allmählich den Ton fader Salonschmeichelei wiederzufinden begann, war keck genug, die Rechte Letallahs zu ergreifen und an seine Lippen zu führen. Die eisige Kälte dieser kleinen, zierlich geformten und nach orientalischer Sitte mit blitzenden Ringen geschmückten Hand, erschreckte ihn im Moment, — mehr aber noch der Umstand, daß Letallah plötzlich zu zittern begann und daß ihr Gesicht sich noch bleicher färbte, während ein leises Röcheln ihren bläulich gewordenen Lippen entströmte. Im selben Augenblick schlossen sich auch schon ihre Augen, der Mantel fiel von ihren Schultern und sie schwankte. Sie war zu Ende mit ihrer Kraft; sie hatte ertragen, was möglich war, — nun brach sie zusammen.

Cola sprang auf sie zu, schloß sie in seine Arme, schlug den Mantel um ihre Glieder und trug sie

fort. Sie war keine Last; er spürte die leichte Bürde kaum. Ihr blonder Kopf lag an seiner Brust; wenn er den Blick senkte, konnte er Linie um Linie ihres reizenden Profils verfolgen. Und sein Herz begann schneller zu klopfen . . .

In der Villa stürzten ihm die Diener entgegen. Cola ließ die Hausverwalterin rufen, eine rechtschaffene alte Frau, und übergab ihr die Ohnmächtige zur Pflege. Dann fragte er nach Ali Suël; man sagte ihm, der „fremde Herr" habe sich soeben erhoben und sei beim Frühstück.

Cola suchte den Malteser auf, der sich in seinem Zimmer die ihm servierte Collazione munden ließ. Er erhob sich sofort beim Eintritt Valeses und begrüßte ihn.

„Lassen Sie sich nicht stören," sagte Cola, „ich möchte nur wenige Worte mit Ihnen sprechen . . ."

„Ich bitte."

Valese trat in die Fensternische.

„Was meinen Sie, Ali Suël," fuhr er fort, „wenn ich Letallah heiratete —?"

Der Malteser ließ das Messer fallen, das er in der Hand hielt, und starrte entsetzt zu Cola hinüber.

„Sind Sie . . ." Er vollendete nicht, sondern sprang auf und reckte drohend seine Hand gegen Cola. „Heiraten?" wiederholte er höhnisch. „Ist so plötzlich die Liebe in Ihnen erwacht? Von gestern zu heute? — Nein, Herr, wir sind nicht thöricht genug, uns überrumpeln zu lassen! Ich verstehe schon, daß Sie in einer Erheiratung der Millionen Letallahs die beste Lösung aus dem Dilemma finden würden, in das Sie das unerwartete Auftauchen der einzig rechtmäßigen Erbin Biagis versetzt hat, — aber nie und nimmer, hören Sie wohl, werde ich diese Heirat zugeben! Mein Wort darauf, — nie!"

Das Gesicht Colas rötete sich vor Zorn.

„Sind Sie der Vormund Letallahs?" gab er zurück. „Haben Sie mitzusprechen in einer Angelegenheit, die nur das Mädchen angeht, nicht Sie?"

„Allerdings, denn ich bin in der That durch den Professor Biagi, wie Sie aus seinen Briefen ersehen mögen, zum Vormund Letallahs bestallt worden . . . Aber es ist unnötig, noch ein Wort über diese Sache zu verlieren. Ich bedaure, daß ich Ihre Gastfreundschaft in Anspruch genommen habe, — ich werde mit Letallah sofort die Rückreise nach Rom antreten. Bis morgen abend gebe ich Ihnen Frist, sich mit mir zu einigen, — ich wohne in der Albergo del Sole. Übermorgen früh übergebe ich die Angelegenheit dem mir empfohlenen Rechtsvertreter."

Er stand auf und wollte das Zimmer verlassen.

„Ali Suël, ein Wort noch!" rief Cola ihm nach. „Es ist unmöglich, daß Sie Letallah zur Rückreise zwingen wollen! Ich habe sie vor zehn Minuten ohnmächtig im Garten gefunden und werde nicht dulden, daß Sie eine Kranke den Unbilden einer anstrengenden Wagenfahrt aussetzen!"

Der Malteser blieb stehen und warf, sich umwendend, einen bösen Blick auf Cola.

„Ich werde mich selbst nach dem Befinden des mir anvertrauten Schützlings umthun," entgegnete er kalt, „und werde meinen Pflichten gerecht zu werden wissen."

Er schritt davon, in die Gemächer Letallahs. Das junge Mädchen hatte die Ohnmachtsanwandlung überwunden und lag, in Decken gehüllt, auf einem Divan, während die freundliche alte Haushälterin neben ihr saß und in ihrem unverständlichen Abruzzendialekt trostreich in die Leidende hineinsprach.

„Du bist nicht wohl, Letallah?" fragte Ali Suël auf arabisch.

„Es ist vorüber," erwiderte die Gefragte mit schwacher Stimme.

„Bist Du fähig, gemeinsam mit mir die Fahrt nach Rom anzutreten? Wir haben in diesem Hause nichts mehr zu schaffen . . ."

Letallah erschrak. Eine Ahnung dessen, was in der letzten Stunde geschehen war, mochte in ihr auf-

dämmern und ein Rest von Widerstandskraft regte sich in ihr. Noch länger alle die seelischen Qualen ertragen zu müssen, zu denen der unbarmherzige Vater sie verdammt hatte, — o, das war furchtbar! Und sie öffnete die Lippen, um ihm zu sagen, daß sie nicht mehr Willens sei, sich noch weiter dieser geistigen Tyrannei zu beugen, aber als sie in das erzene Antlitz und in die Augen Ali Suëls schaute, verlor sie den Mut, und sie senkte nur müde und in stummer Resignation den Kopf.

Wagenrollen und laut werdende Stimmen auf der Rampe vor der Villa ließen Ali Suël, während er seiner Tochter ein befehlendes: „So kleide Dich an!“ zurief, einen flüchtigen Blick aus dem Fenster werfen. Das jedoch, was er unten sah, schien ihn gewaltig zu fesseln, denn es ging plötzlich wie ein nervöses Beben durch seine geschmeidige Gestalt und seine hageren Wangen verfärbten sich. Er stützte die Hände auf das Fensterbrett und neigte den Kopf weit vor, um besser sehen zu können, was sich da unten entwickele.

Zwei Wagen hielten auf der Rampe, ein Landauer und ein geschlossenes Coupé. Vor die Schlagfenster des Coupés waren grüne Vorhänge gezogen, aber Ali Suël schien es, als lüfte für einen Moment eine kräftige Männerhand an einem bunt uniformierten Arme diesen Vorhang, und als sähe er einen Federbusch und ein helles Blitzen wie von einem Säbel oder einem Bajonett dahinter. Und dann flog wieder das Auge des Malteſers nach dem offenen Wagen hinüber, dem zwei jüngere Herren entstiegen, ein blonder, schlank gewachsener, mit einem Monocle im Auge, und ein brünetter: ein Mann mit dunkel getöntem, ernstem Gesicht. Und dies Gesicht kannte Ali Suël! — —

Cola war, nachdem der Malteſer ihn verlassen hatte, auf sein Zimmer geeilt, um sich in aller Schnelle umzukleiden. Er war fest gewillt, die Rückfahrt der kranken Letallah zu verhindern und sich

energisch jede Einmischung von Seiten Ali Suëls zu verbitten, denn daß dieser mit der heimlichen Absicht umgehe, die Erbschaft Biagis an sich zu bringen, statt sie Letallah auszuliefern, — daran zweifelte Cola nach seiner letzten Unterredung mit dem Malteser nicht mehr. Diese letzte Unterredung hatte Cola überhaupt stutzig gemacht. Ließ sich auch die Echtheit der Briefe Biagis kaum anzweifeln, — wer sagte ihm denn, daß Ali Suël oder der, der sich so nannte, sie nicht auf betrügerische Weise in seinen Besitz gebracht hatte? Über seine eigene Persönlichkeit hatte Suël sich noch nicht ausgewiesen.

Ein anderes Moment trat für Cola hinzu, die schnelle Abreise Letallahs zu verhindern. Die Kleine interessierte ihn aufrichtig. Ihre rührende Hülflosigkeit weckte alle guten Geister in seiner Brust und nahm ihn lebhaft für sie ein. Er fühlte Mitleid für sie, und er wußte doch nicht warum. Mitleid für die, die ihm sein Vermögen streitig machen wollte, — es war zum Lachen, und dennoch; es war so! Es lag etwas Unterdrücktes, Scheues, Angstvolles in ihrem ganzen Wesen und das stimmte ihn weich.

Er hatte gerade seine Toilette beendet, als ein Lakai erschien, um ihm zu melden, daß zwei fremde Herren vorgefahren seien und ihn zu sprechen wünschten.

„Die Namen?"

Der Lakai zog die Schultern hoch.

„Das sei unnötig, sagten die Herren, sie kämen in wichtiger Sache und zwar direkt vom Präfekten von Rom . . ."

Cola warf den Kopf herum und biß sich auf die Lippen. Wieder regte sich das Gewissen in ihm und ein Gefühl von Beklemmung trat hinzu. Vom Präfekten? Was sollte das?!

„Ich komme," erwiderte er; „führe die Herren in den blauen Salon."

Er folgte dem Diener auf dem Fuße. Die beiden Herren standen im Salon an der Längswand und betrachteten ein dort hängendes Ölgemälde von

David. Als sie sich beim Knarren der Thür umwandten, mußte Cola sich gewaltsam zusammennehmen, nicht einen Schrei auszustoßen. Er hatte Sandro erkannt, — Sandro, den Mitwisser seines Geheimnisses, den er in der afrikanischen Wüste glaubte, in ungemessener Ferne! Und nun stand er dicht vor ihm wie die Verkörperung seines Gewissens und seiner Schuld.

Ernst, wie immer in der letzten Zeit, aber nicht ohne Freundlichkeit, kam Sandro dem Eintretenden entgegen.

„Ich begrüße Sie, Herr Valese," sagte er, die Hand Colas entgegennehmend. „Sie dürften mich kaum erwartet haben, und es ist auch in Wahrheit eine Angelegenheit nicht alltäglicher Art, die mich so schnell aus Bu Saâda nach Italien zurückgeführt hat. Es gilt," — und Sandro sprach diese Worte sehr langsam, — „möglicherweise einen gefährlichen Betrüger zu entlarven . . . Im Albergo del Sole zu Rom wurde uns gesagt, daß ein dort logierender Fremder, Ali Suël mit Namen, mit seiner Begleiterin gestern abend nach Frascati gereist sei, wie wir ohne weiteres vermuten konnten, zu Ihnen. Ist das so, wenn ich fragen darf?"

„Allerdings," entgegnete Cola befangen, „die beiden weilen seit gestern abend in meinem Hause, stehen aber im Begriff, wieder abzureisen . . ."

„Desto besser, daß wir mit der Verfolgung nicht zögerten! Jamesson, wie recht hatte ich! — Wo können wir die beiden sprechen, Herr Valese?"

„Ich werde sie benachrichtigen lassen, — — oder nein: es dürfte zweckmäßiger sein, wir suchen sie auf. Wollen Sie mir bitte folgen . . ."

Er schritt den Herren voran nach den in der ersten Etage gelegenen Gastzimmern. Die Gemächer, die Ali Suël bewohnte, standen leer, aber als Cola an die Zimmerthür Letallahs klopfte, scholl ihm kräftig das „Herein" aus dem Munde des Maltesers entgegen.

Die Arme über der Brust verschränkt und den Blick fest und unbefangen auf die Eintretenden gerichtet, — so stand Suël in der Mitte des Zimmers, während Letallah wie ein scheues Vögelchen in einer Diwanecke kauerte.

„Ali Suël," begann Sandro ohne Grußwort und deutete auf Letallah; „ist dieses Mädchen die Tochter des verstorbenen Professors Salvatore Biagi aus seiner Ehe mit Kate Jamesson?"

Und ohne zu zögern erwiderte der Malteser:

„Ich bin nicht gewohnt, mich von Unberufenen ausfragen zu lassen!"

„Hüten Sie sich, Mann!" rief Sandro zornglühend und mit erhobener Stimme. „Schauen Sie zum Fenster hinaus! In jenem geschlossenen Coupé auf der Rampe sitzen vier Carabinieri und der eine von ihnen trägt einen Haftbefehl bei sich. Der Haftbefehl gilt Ihnen, Ali Suël! Auf mein Betreiben hin hat ein deutscher Gelehrter, der in Ihrem verlassenen Hause im Bu Saâda die Spuren Ihrer Fälscherthätigkeit gefunden und aufgedeckt hat, bei der französischen Regierung um Ihre Verfolgung nachgesucht; ich selbst habe die Verfolger auf Ihre mir bekannte Fährte gehetzt, und die Präfektur von Rom hat auf Ihre Auslieferung erkannt. Aber jedes Haus hat verschiedene Ein- und Ausgänge, Ali Suël, durch die man hinein- und hinausschlüpfen kann, — auch dieses! Ich denke, Sie werden mich verstehen und werden nunmehr meine Frage beantworten."

Der Malteser ballte die Hände zusammen und nagte in heimlichem Grimme an der Unterlippe. So plump sich fangen zu lassen, von diesem italienischen Tölpel, über den er schon einmal lachend triumphiert hatte, — o, es war zum Rasendwerden! Aber was nützte alle Wut, aller Ingrimm! Unten lauerten die Carabinieri, bestochen vielleicht von der Hand Sandros, um nicht gleich in das Haus zu dringen, sondern ihm Zeit zu lassen zur Abwickelung seiner

Privatgeschäfte; Suël hatte die Uniformen und die Waffen der römischen Schergen blinken sehen, — da gab es keine lange Überlegung, kein Zaudern!

„Was fragen Sie noch," antwortete er mit grollender Stimme, „da Sie doch schon in Bu Saâda erfahren haben, daß Letallah, mein Pflegekind, die Tochter Salvatore Biagis ist!?"

„Ihre Papiere, Jamesson!" rief Sandro und nahm die Brieftasche entgegen, die sein blonder Begleiter ihm reichte und die er öffnete. „Nun hören Sie zu, Ali Suël! Dieser Herr hier, Mister Edward Jamesson, ist der einzige überlebende Bruder jener Kate Jamesson, welche die Gattin Biagis gewesen und die Mutter Letallahs ist. Die vorliegenden Dokumente, von den römischen Behörden geprüft und gestempelt, legitimieren seine Persönlichkeit. Letallah steht von diesem Augenblicke an also nicht mehr unter Ihrem Schutze, noch weniger unter Ihrer Gewalt, sondern unter dem Schutze des Mister Jamesson als ihres nächsten Blutsverwandten. Es liegt demnach auch nicht mehr Ihnen, sondern dem Mister Jamesson ob, für seine Nichte den Prozeß um die Erbschaft des verstorbenen Biagi zu führen!" —

Ein leiser, jammernder Laut klang vom Diwan herüber. Cola war bei der Auseinandersetzung zwischen Sandro und Ali Suël der einzige gewesen, der Letallah beobachtet hatte. Er hatte gesehen, wie die Augen des armen Kindes mit entsetztem Ausdrucke von Sandro zu Jamesson hinüberirrten, zu jenem wildfremden, kühl ausschauenden Manne, der plötzlich verwandtschaftliche Ansprüche auf sie erhob und dem sie zu folgen gezwungen werden sollte, — vielleicht auf eine neue Leidensbahn. Und dann traf ihr Auge angstvoll und flehend Cola, und als ob sie von ihm Hülfe erwarten könne, hob sie die Arme zu ihm empor und schrie leise auf.

Das war ein Schrei, der Cola ins Herz schnitt, und ohne zu bedenken, was er that, nur dem Impuls des Augenblicks, der warmen Regung seines

Innern folgend, trat er an Letallah heran, legte seinen Arm schützend um ihre Schultern und sagte scharf und mit Betonung:

„Ich protestiere gegen diesen in keiner Weise rechtlich begründeten Überfall! Beweisen Sie vor den Gerichten, daß Letallah die Tochter Biagis und Ihre Nichte, Mister Jamesson, ist, — ich werde den Urtheilsspruch erwarten! Bis dahin aber bin ich nicht gesonnen, Letallah von mir zu geben, weder an Sie, mein Herr, noch an ihren gewissenlosen Pflegevater, der sie zu nichts anderem als zu seinen selbstischen Zwecken benützen will. Letallah verläßt mein Haus vorläufig nicht, — und wenn Sie es wissen wollen, so hören Sie: auch ich habe ein Anrecht auf sie, denn ich liebe sie und will sie zu meinem Weibe machen! . .“

Eine tiefe Stille trat ein, — wie eine Erstarrung hatte es sich der Anwesenden bemächtigt. Dann aber glitt Letallah vom Diwan herab zu den Füßen Colas, dessen Kniee sie umschlang, und schrie:

„Herr! — Herr! — Wenn es wahr ist, daß Sie mich lieben, so erlösen Sie mich und nehmen Sie die Qual von meiner Seele! Wenn Sie mich lieben, so schützen Sie mich und geben Sie mir meinen Frieden wieder! Ich kann nicht länger lügen, — ich kann es nicht! Ich bin nicht die Tochter Biagis, sondern ich bin *seine* — *seine* Tochter!“

Und ihr Arm zeigte, während ihre ganze Gestalt unter Fieberschauern flog, auf Ali Suël, der wie unter einem wuchtig geführten Faustschlage zusammenknickte. Alle Besonnenheit, alle Überlegung hatte ihn verlassen; es war ihm, als bräche alles, alles um ihn und unter ihm zusammen bei diesem verräterischen Geständnisse seiner Tochter, als höre er bereits auf der Treppe die Sporentritte der Carabinieri, — und mit einem heiseren Schrei sprang er nach der in den hinteren Garten führenden Thür, riß sie auf und stürmte hinaus. Nur *fliehen*!—

das war der einzige Gedanke, der ihn beherrschte . . .

Kein Mensch verfolgte ihn. Die drei Zurückgebliebenen bemühten sich um Letallah, die von neuem in Ohnmacht gefallen war. Doch diesmal war die Situation eine ernstere als heute früh; es hatte den Anschein, als bereite sich bei der Ärmsten ein schnelles Hirnfieber vor. Cola, der sie auf den Diwan zurückgetragen hatte, vor ihr niedergekniet war und ihre Hände küßte, ließ durch Sandro einige weibliche Bedienstete herbeirufen, die Letallah zu Bett bringen mußten, und schickte dann zum Arzte.

Inzwischen hatte Sandro auch die im Wagen gebliebenen Carabinieri von der Flucht Ali Suëls unterrichtet. Sie schienen es erwartet zu haben, denn sie waren nicht sonderlich erstaunt; die römische Polizei hatte in jenen Tagen immer offene Hände, und wer genügend Goldfüchse in diese hineingleiten zu lassen verstand, der konnte sicher sein, sich ihrer Protektion zu erfreuen. Sandro wußte das, und er hatte mit dem Gelde nicht gekargt; an der Inhaftierung des Maltesers war ihm wenig gelegen, — die Carabinieri sollten nur ein Schreckmittel für diesen sein, kaum mehr.

Sie durchsuchten das Haus oberflächlich und verließen die Villa sodann, um nach Rom zurückzukehren und dort dem Präfekten ihre Meldung zu erstatten. Der Herr Präfekt war indessen zufällig nicht grade in der Laune, die Pflichtvergessenheit seiner Untergebenen zu beschönigen, ließ die vier Carabinieri einsperren und ordnete auf der Stelle eine energische Verfolgung des flüchtigen Fälschers an, die denn auch sofort in Scene gesetzt wurde, ohne daß es vorläufig gelang, Ali Suëls habhaft zu werden.

In der Zwischenzeit hatte sich auch Mister Jamesson aus der Villa Biagi verabschiedet.

„Nach den letzten Vorgängen bin ich hier überflüssig geworden," sagte er zu Sandro; „ich fahre

nach Rom zurück, wo ich noch einige Wochen zu bleiben gedenke, um dort in Ruhe meine Aufzeichnungen über meine Erlebnisse bei der Fremdenlegion zu vollenden. Ich hoffe Sie wiederzusehen, Scanzoni; forschen Sie mit Vorsicht die Verhältnisse aus, in denen die arme kleine Orientalin sich befindet und berichten Sie mir dann darüber, — ich habe das Gefühl, als umschwebe doch noch irgend ein Geheimnis dieses hübsche Persönchen . . . Vielleicht täusche ich mich auch," fügte er lachend hinzu, „ich habe mitunter ganz romantische Anwandlungen, die sich für einen nüchternen Journalisten durchaus nicht schicken!" —

Sandro versprach, Jamesson den Willen zu thun, und dieser reiste nach kühler Verabschiedung von Cola ab.

Es war um die Mittagszeit, als Cola sich, zum erstenmale seit Monaten, allein mit Sandro zusammen fand. Stundenlang hatte ihn die erkrankte Letallah in Anspruch genommen: der Arzt hatte sich ziemlich bedenklich über die Leidende geäußert, verschiedene Maßnahmen getroffen und Medikamente verordnet und vor allen Dingen die absoluteste Ruhe unter der Pflege einer berufsmäßigen Krankenwärterin für sie anempfohlen.

Erst gegen Mittag fand Cola Zeit, Sandro aufzusuchen, der sich einen stillen Fleck im Parke ausgewählt hatte, um dort seinen Gedanken nachzuhängen.

„Sie bleiben den Tag über hier, Sandro," rief Cola ihm entgegen; „es ist noch so viel, so unendlich viel, was ich mit Ihnen besprechen möchte! Haben Sie Zeit?"

Sandro nickte stumm, und Cola nahm neben ihm auf der Steinbank Platz. Sie stand unter einer uralten Platane mit mächtigem, abgeschältem Stamme und riesenhaftem Wipfel und war von allen Seiten von Rosengebüsch umgeben. Die Rosen blühten freilich nicht mehr und das Laub färbte sich hie und da schon

gelb und rot; Altweibersommer spann sich in schillernden Fäden im Buschwerk von Ast zu Ast, — es begann herbstlich zu werden.

Minutenlang saßen die beiden jungen Männer stumm auf der Bank. Eine große Sünde hatte sie dereinst näher zusammengeführt, und nun, da wieder das Gute in ihnen die Oberhand zu gewinnen begann, schämten sie sich voreinander. Ja, — es war die Scham, die sie die Augen niederschlagen hieß, damit ihre Blicke sich nicht träfen! —

„Sandro," sagte Cola endlich und mit leiser Stimme, „es ist mir nicht gut ergangen seit unserer Trennung; ich — ich hatte es mir anders gedacht . . ."

Und da Sandro nicht antwortete, sondern stumm fortfuhr, mit der Gerte, die er in der Hand hielt, allerhand Figuren in den Sand zu malen, sprach Cola hastiger weiter:

„Hätten wir es nur gelassen, Sandro, jenes — Sie wissen, was ich meine! Es kam so Hals über Kopf, so blitzschnell, und da ich mir einbildete, ich könne nicht weiter leben ohne dies verfluchte Gold, und da Ihre Stimme so lockend war und da — o, so hunderterlei kam zusammen, mich zu verführen und zu Grunde zu richten! Denn ich bin ein zu Grunde gerichteter Mann, Sandro, glauben Sie es mir. Ich bin viel elender als einst, da ich zu Abramo laufen mußte, um mir Geld zu einem neuen Paar Handschuh oder einem Brillanten für irgend eine Schöne zu verschaffen, — elender als damals, wo ich eine ganze Meute von Gläubigern hinter mir hatte! Damals machte ich mir keine Sorgen, jetzt sind sie zu Haufen gekommen. Keine Sorgen um Geld, sondern schlimmere! Ich kann nicht mehr schlafen, und aus der Freude am Genuß ist krasser Ekel geworden. Ich kann nicht mehr denken, — es sieht öde und schal in mir aus! Ich suche mich zu betäuben, um mir selbst zu entfliehen . . ."

Er schwieg und starrte vor sich hin; er glich in

diesem Augenblick wirklich einem schwer gebrochenen Manne. Dann richtete er sich auf und schaute dem andern in das Gesicht und wunderte sich über den veränderten Ausdruck in dessen Zügen.

„Und Sie, Sandro?“ fragte er. „Wo kommen Sie her? Gedenken Sie nicht mehr nach Bu Saâda zurückzukehren?“ —

Nun erhob auch Sandro den tief gesenkten Kopf und die Blicke der beiden Männer schmolzen ineinander.

„Vielleicht,“ entgegnete er, „ich weiß es noch nicht! Erst — ja, erst will ich Ordnung schaffen. Ich muß Ihnen sagen, Herr Valese, daß Ihre Worte mir tief in der Seele klingen. Sie erleichtern mir das Geständnis, das ich abzulegen habe . . .“

„Ein Geständnis —?“

„Ja, — ein Geständnis. Es ist mir, wenn auch nicht ganz so, doch ähnlich gegangen wie Ihnen. Es kam eine Zeit für mich, die mich — nun wohl, die mich Einschau halten ließ, und ich erschrak vor mir selber. Und gerade um diese Zeit traf ich drunten in Algerien mit Giorgio Negli zusammen, und in einer Nachtstunde sagte ich ihm alles, — alles, wie es gewesen ist . . .“

Die Augen Colas wurden größer, und seine Lippen öffneten sich, als wolle er um Hülfe rufen. Sein Gesicht war aschfarben, ganz fahl, sein Blick voll furchtbarer Angst. Er konnte nur mühsam hervorstammeln:

„Giorgio — weiß um — unser — um — unser . . .“

„Um unser Verbrechen,“ vollendete Sandro ruhig. „Ja, er weiß es, ich wiederhole: ich habe ihm erzählt, wie es war. Und ich habe mein eigenes Verhalten dabei nicht zu beschönigen versucht, sondern habe eingestanden, daß ich der Verführer war, und daß Sie der Verführte gewesen sind. Ich habe den Rest jenes Geldes, das ich damals von Ihnen erhielt, auf einer Bank deponiert und werde mich

bemühen, Negli auch das übrige zurückzuschaffen, und ich wollte auch Sie bitten, Herr Valese, Negli sein Erbe herauszugeben. Er erwartet das und ist auf dem Wege hierher."

Cola gab keine Antwort. Er hatte beide Hände vor das Gesicht geschlagen und schluchzte wie ein Kind, das gestraft worden ist. Jeder Nerv in ihm zitterte.

Das war die schwerste Stunde in seinem Leben, die nun folgende. Sie brachte ihm ein jähes Erwachen nach einem kurzen, glücklichen Traum, nahm ihm all seine Reichtümer und machte ihn zu einem doppelt armen Manne. Aber sie erweckte auch das Selbstbewußtsein in ihm und rüttelte an seiner Energie. Sollte er hinter Sandro zurückstehen? —

Die Dienerschaft im Hause wunderte sich, daß ihr Herr das Gabelfrühstück abbestellte. Statt dessen saßen Cola und Sandro im Zimmer des ersteren, und Sandro schrieb aus dem Gedächtnisse den Inhalt jenes Testamentes nieder, das die beiden einst gemeinsam vernichtet hatten. Sandro kannte es auswendig, Wort für Wort beinahe. Als er geendet hatte, reichte er das Papier Cola, der es mit verschleierten Augen las. Dann aber sagte er, und ein befreiender Atemzug hob seine Brust und sein Blick wurde heller:

„Ich glaubte, ich sei zur Armut verdammt worden, und doch ist es nicht so. Ein Teil der Biagischen Erbschaft gehört mir nach Recht und Gesetz: Bu Kobrëin! Und es soll wahr werden, was der Alte in galliger Laune niedergeschrieben hat: dort will ich arbeiten lernen! Ich bleibe hier nicht mehr als Herr, sondern als Verwalter, bis Negli zurückgekehrt ist. Dann aber schüttele ich mit dem Staube von meinen Füßen auch die Vergangenheit von mir und wandere aus. Bu Kobreïn ist mein, es soll auch meine Heimat werden! Und Ihnen, Sandro, biete ich an: begleiten Sie mich! Wir wollen zu sühnen versuchen, so weit wir sühnen können. Wir

wollen arbeiten bis zur Erschöpfung, unsern Besitz festigen, weiten und verteidigen, sei es gegen die Tücke und Niedertracht Ali Suëls, sei es gegen die Übermacht rebellischer Kabylen. Kommen Sie mit!“

Er streckte Sandro die Hand entgegen, und Sandro schlug ein. Was die beiden auch gefehlt und gesündigt hatten, — in diesem Augenblicke meinten sie es ehrlich. Und ein Gefühl des Stolzes, wieder ehrlich geworden zu sein, schwellte ihre Brust und gab ihnen den Frohsinn längst vergangener Tage zurück. —

Sandro wußte, daß Negli zur Zeit in Biarritz weilen mußte. Er setzte sich daher auf der Stelle hin, teilte ihm brieflich die Geschehnisse der letzten Tage mit und bat ihn, ungesäumt nach Rom kommen zu wollen. Sein Schreiben erreichte den Adressaten indessen nicht mehr; Negli hatte Biarritz bereits verlassen, als der Brief Sandros dort eintraf.

* * *

Wie von Furien verfolgt, war Ali Suël, barhäuptig und mit fliegenden Gewändern, in beständiger Angst, daß die Carabinieri ihm folgen könnten, durch den Hintergarten der Villa gestürmt und hatte einen schmalen Fußweg erreicht, der ihn geradeswegs in den engsten und winkligsten Teil von Frascati führte. Die Leute, die ihn begegneten, blieben stehen und schauten ihm lachend nach; so etwas hatte man in dem kleinen Gebirgsneste lange nicht gesehen! Ali Suël aber verfluchte innerlich seine unglückselige arabische Tracht, die ihn so auffällig machte, daß es eine Kleinigkeit sein mußte, seiner habhaft zu werden. Schnell entschlossen trat er in den nächsten Laden, eine schmutzige und dumpfig riechende kleine Kabuse, in der ein alter Jude mit getragenen Kleidungsstücken handelte. Der Mann erschrak, als er den seltsamen Fremden bei sich eintreten sah, aber eine Handvoll Goldstücke, die Suël

über den Tisch rollen ließ, erstickte im Augenblick seine Furcht. Suël wußte den Juden zu behandeln. Er erzählte ihm, daß er vom Maskenfeste aus der Villa Biagi komme, sich mit den dort zuückgebliebenen Freunden einen Spaß machen wolle und daher eines Bauernanzuges bedürfe. Der Jude glaubte die Schnurren freilich nicht, aber die Freigebigkeit des andern genügte ihm; er schaffte ohne Zögern das landläufige Kostüm eines campagnolischen Contadino herbei, half dem Malteser beim Umkleiden und sagte dann mit verschmitztem Lächeln:

„Wenn der Herr vielleicht einen Wagen bedarf, — oder einen Führer —? Ich habe einen Sohn, der den Herrn sicher über die Grenze bringen könnte, wenn der Herr will. Vielleicht nach Gaëta —?"

Ali Suël schaute den Alten an, — die beiden verstanden sich. Er legte zum zweitenmal ein paar Goldstücke auf den Tisch.

„Einen Wagen mit schnellen Pferden," antwortete er, „der mich so rasch wie möglich, aber nicht auf der Hauptstraße, nach Civita-Vecchia bringen kann! Ich will zu Schiffe weiter. Also auf Umwegen, Alter, nicht auf der Hauptstraße, Du verstehst mich? Und wenn mich Dein Junge sicher geleitet, soll es mir auf fünfzig Piaster mehr oder weniger auch nicht ankommen! . . ."

Der Alte nickte grinsend, und schon eine Viertelstunde später rollte Ali Suël auf einem Wägelchen der Küste zu. Er erreichte unbehelligt Civita-Vecchia und erfuhr hier zu seiner Freude, daß noch am selben Abend ein über Neapel nach Palermo fahrender Dampfer in See gehen sollte. Vorsichtshalber nahm er sich einen Platz in der letzten Kajüte, — er wollte jedes Aufsehn vermeiden. Inzwischen hatte aber bereits der optische Telegraph das Signalement des flüchtigen Verbrechers der Hafenpolizei sämtlicher bedeutenderer Küstenstädte Italiens übermittelt. Man vermutete mit Recht, daß Ali Suël zur See zu ent-

kommen versuchen werde, und da Frankreich die Auslieferung des Fälschers gefordert und man derzeitig in den italienischen Kleinstaaten alle Ursache hatte, sich mit der Regierung zu Paris auf guten Fuß zu stellen, da ferner der Präfekt von Rom ganz besonders eine energische Beschleunigung dieser Angelegenheit verlangte, so warteten bereits in dem Augenblicke, da der Malteser sich in Civita-Vecchia einschiffte, hundert kräftige Arme darauf, Ali Suël mit einer unerwünschten Ovation zu empfangen.

In Neapel fand die erste Revision des Schiffes durch Polizisten statt. Aber gerade hier begünstigte ein glücklicher Zufall den Abenteurer. Während die Passagiere gezwungen waren, sich zu legitimieren, gelang es Ali Suël, sich im Packraume des Dampfers zu verbergen. Eingepfercht zwischen Ballen, Kisten und Fässern, verbrachte er hier eine schlaflose Nacht. Indes die Wellen in einlullender Monotonie gegen die Planken des Schiffes schlugen, zermarterte und zergrübelte er sein Gehirn, wie er wieder in den Besitz seiner Tochter gelangen könne.

Die Millionen Biagis, auf die er gehofft hatte, waren unwiederbringlich verloren, und Ali Suël war reich genug, sich über diesen letzten mißlungenen Streich zu trösten. Aber Hanifa wollte er wieder haben, sein blondes Kind, das ihn an das einzige Wesen erinnerte, das er mit glühender Empfindung geliebt hatte, an die chiotische Sklavin! — Und, zusammengekauert in einer dunklen Ecke des Packraumes, in dumpfer und stickiger Luft, erschöpft vor Hunger und Durst, schmiedete sein rastloser Geist hundert neue Pläne für die Zukunft . . .

Die Anker rasselten, — und als der Abenteurer durch eine kleine Luke hinausspähte in die See, sah er im vollen Glanze der Mittagssonne das farbenreiche Panorama Palermo's vor sich liegen. Er wartete ab, ob auch hier die Polizei auf das Schiff dringen werde, und als sich zu seinem Erstaunen nichts Gefahrdrohendes blicken ließ, stahl er sich vorsichtig aus

dem Packraume hinaus und mischte sich unter die Passagiere, die sich in Booten an das Land rudern ließen.

Im Hafen herrschte ein reges Leben und Treiben, aber auf den braunhäutigen Contadino, der, die Hände in den Hosentaschen, durch die Menge schlenderte, schien niemand zu achten. Doch — einer! Ein schlanker Herr in sehr eleganter, fast stutzermäßiger Toilette war ihm gefolgt, hatte ihm neugierig unter den braunen Sammethut in das Gesicht geschaut und dann zugerufen:

„Cecco, mein Alter, — ei, sieh da, welch glücklicher Zufall, der mich gerade heute ein wenig am Hafen umherspazieren ließ! Bei allen Heiligen, wo kommst Du denn jetzt schon her — und in diesem Aufzuge? Hab' Dich noch lang' nicht erwartet!"

Ali Suël zuckte zusammen, und ein scheuer Blick glitt furchtsam nach allen Seiten hin.

„Vorsichtig, Bartolo," entgegnete er in arabischen Lauten, „ich werde verfolgt! Man ist uns auf der Spur, Junge! Jener Bube, der mir Bu Kobreïn streitig machen wollte, hat uns denunziert, — die französische Regierung verlangt unsere Auslieferung . . ."

Ali Suël hatte besonders geschickt sein wollen, als er auf die, ihm in der heimischen Lingua franca zugerufenen Worte arabisch entgegnete. Aber gerade das war zwei Herren aufgefallen, die dicht an den beiden vorüberstrichen und denen es schon merkwürdig vorgekommen war, daß ein so elegant und so hochmodern gekleideter Mann, wie Bartolo, einen schlichten Campagnolen mit vertraulicher Herzlichkeit begrüßte. Die Herren folgten Ali Suël und seinem Bruder nach dem Gasthause in der inneren Stadt, in dem dieser wohnte, und als sie hier auf ihre unauffälligen Erkundigungen hin erfuhren, daß der Fremde „aus dem Orient" komme und einen ziemlich großen Train, unter anderem auch vier verschleierte Weiber, mit sich führe, da schien ihre Neugier befriedigt zu sein. Eine

Viertelstunde später besetzten Polizisten das Haus; man hörte im ersten Stockwerk, untermischt mit dem angstvollen Kreischen der Haremsdirnen, fluchende Stimmen, klirrende Gläser und das Poltern umgeworfener Tische und Stühle, — und dann führten die Polizisten den „reichen Fremden aus dem Orient“ an der Seite eines Mannes in Bauerntracht, beide mit angelegten Handschellen, in den vor dem Portale wartenden Wagen. Zahlreiches lungerndes Volk hatte sich hier zusammengefunden und gaffte die Gefangenen an. Sie sprachen kein Wort miteinander; erst als sie im Wagen saßen, als jede Hoffnung auf Rettung ausgeschlossen war, kochte in Ali Suël eine wilde und zügellose Wut auf und er sprudelte mit einem Blicke tödlichen Hasses auf seinen wie zerschmettert neben ihm sitzenden Bruder die Worte hervor:

„Hund, das ist Dein Werk, das ist Deine Schuld? Zeitlebens bist Du die Kette an meinen Füßen gewesen! O Du Narr, Du eitler Narr, warum versteckteſt Du Dich nicht mit dem thörichten Weibervolk in irgend einer Winkelgasse, statt als reicher Fremder unnötiges Aufsehen zu erregen!? Nun sieh zu, wie Du uns aus der Patsche hilfst! Und Du willst ein Malteser sein — Du?!“

Die drohend erhobene Faust eines Polizisten erstickte das weitere Geifern Ali Suëls. Er sank in sich zusammen und starrte brütend vor sich hin. Der Käuzchenruf fiel ihm ein, der ihn in jener Morgenstunde zusammenschauern ließ, da er auf der Höhe seiner Erfolge zu sein glaubte . . .

Siebentes Kapitel.

Letzte Geschehnisse.

„Giorgio, kommst Du nun endlich?“

„Noch einen Augenblick! Nimm noch für zehn Minuten Platz, wenn ich bitten darf; mich interessiert das Gespräch, das am Nebentische geführt wird.“

Und Cherbonne setzte sich wieder.

Die beiden waren vor einer Stunde in Rom eingetroffen und hatten soeben im Café Venezia zu Mittag gespeist. Wenige Schritte von ihnen entfernt saß ein Schwarm meist jüngerer Herren, zum größten Teile Offiziere der französischen Besatzung, um eine Riesenfiascho Chiantiwein und vertrieb sich die Zeit mit der Erzählung amüsanter kleiner Anekdoten.

„Du, Estignac,“ rief einer der Herren einem schlank gewachsenen Jägerlieutenant zu, „wie war das doch gleich mit den Pantöffelchen der Marchesa Urbano?“

„Laß mich mit dieser tollen Geschichte in Frieden,“ wurde ihm geantwortet, „ich habe sie wenigstens schon zehnmal erzählen müssen! Aber sage, warst Du nicht neulich bei Cola Valese? Was macht denn der Mensch? Man hört ja garnichts mehr von ihm!“

„Ich glaube, er ist verrückt geworden! Thatsächlich, Herrschaften, denn wenn ein Mensch von der sprühenden Lebenslust Valese's urplötzlich zum Hypochonder und Anachoreten wird, dann liegt er entweder höchst ernsthaft in den Fesseln irgend eines Weibes, oder aber er ist zum Überschnappen reif!“

„Und Du meinst, bei Cola wäre das letztere der Fall?“

„So erzähle doch, Mann Gottes!“

„Aber ohne zu schnurren, Estignac!“

„Ich schnurre nie, mein edler Ritter, merke Dir das, ich trage höchstens einmal die Farben ein wenig zu lebhaft auf. Na also, mit Cola! Denkt Euch: ich lade ihn vor etwa vierzehn Tagen zu einem lustigen Ausfluge nach Ponte Molle ein und schreibe ihm dabei extra noch, daß Letouche, Frossard und die kleine Vitriani mit von der Partie seien, die kleine Vitriani, wißt Ihr, das schwarze Käferchen mit dem Sammetfell, Colas Flamme! Was schreibt der Mensch zurück? Er sei nicht wohl und müßte sich ein paar Wochen hindurch zu Hause halten. Ebbene, dagegen ließ sich nichts sagen; ich fahre also am folgenden Tage nach Frascati hinaus, um Cola einen Krankenbesuch zu machen und finde die Villa vollkommen verödet vor, mit geschlossenen Jalousieen und geschlossenen Thüren. Auf mein Klingeln öffnet endlich ein altes Frauenzimmer, so eine Art weiblicher Cerberus, und grunzt mich an: es sei niemand zu sprechen, niemand für niemand! Schwapp, war die Thür auch schon wieder zu. Donnerwetter, denk' ich, das ist ja eine heillose Wirtschaft, und klingle noch einmal, klingle wie ein Rasender, klingle, als ob das jüngste Gericht nahe sei, aber man will mich nicht hören. Kein Mensch öffnet. Ich muß unverrichteter Sache abziehen, setze mich in das Gasthaus nebenan, in die kleine Osteria, in der man so vorzüglichen Velletri bekommt und frage den Wirt, was um alles in der Welt willen denn eigentlich in der Villa Biagi passiert sei. Der Mann lächelt und zuckt mit den Achseln . . . Schenk' mir noch einmal ein, René, Du mußt nicht denken, daß der Wein für Dich ganz allein in die Flasche gefüllt worden ist!“

„Nicht? Ach, ich dachte!“

„Nun erzähle doch weiter!“

„Er muß sich doch erst besinnen, was für einen Bären er uns aufbinden will!“

„Also der Mann lächelte . . .“

„Ganz recht,“ fuhr Estignac fort, nachdem er sein Glas geleert und wieder auf den Tisch gestellt hatte, „er lächelte und zog dabei seine breiten Schultern hoch. Und dann begann er zu erzählen. Da drüben in der Villa Biagi müsse es nicht ‚ganz richtig‘ sein. Der Herr Valese habe urplötzlich seiner gesamten Dienerschaft gekündigt, habe sie auszahlen lassen und in alle vier Winde gejagt. Nur die alte Haushälterin sei zurückgeblieben und noch ein Mensch, ein junger Mann, der weiß Gott woher gekommen sei. Außerdem aber — und das ist von Wichtigkeit — befinde sich seit kurzem ein blutjunges Mädchen in der Villa, hört Ihr wohl! Man sehe Valese und die Kleine zuweilen im Parke spazieren gehen, hört Ihr wohl! Hört Ihr?“

„Nun ja, wir hören! Und was weiter?“

„Weiter nichts! Ich fuhr befriedigt nach Rom zurück und dachte mir mein Teil . . .“

„Nun laß uns gehen,“ sagte in diesem Augenblick Giorgio Negli zu seinem Begleiter, „ich habe genug. Die Klatscherei des jungen Mannes hat mich nur insoweit interessiert, als ich aus ihr folgern konnte, daß Valese noch in Frascati weilt. Ich denke, wir nehmen uns ungesäumt einen Wagen und fahren hinüber.“

„Los!“ sagte Cherbonne und erhob sich. „Hast Du Deinen Revolver bei Dir? es dürfte für alle Fälle gut sein.“

Giorgio nickte.

„Alles in Ordnung,“ entgegnete er. „Wenn uns Sandro nicht vorgearbeitet hat, magst Du recht haben, obwohl . . . Wir werden ja sehen! Ich begreife übrigens nicht, daß Sandro so garnichts von sich hat hören lassen!“

„Ich bin diesem Sandro gegenüber ein wenig skeptisch, mein guter Giorgio,“ bemerkte Cherbonne.

„Steig ein, in vier bis fünf Stunden werden wir klar sehen können!“

Die beiden bestiegen, nach kurzer Unterhandlung mit dem Kutscher, am Spanischen Platze einen Mietswagen und ließen sich durch die herbstlich durchwehte Campagna nach Frascati fahren. Ein Bauer am Wege zeigte ihnen die Villa Biagi, — jedermann in den Albaner Bergen kannte sie.

Das Parkthor war verschlossen, aber auf das Anläuten Giorgios erschien die Hausverwalterin und fragte nach dem Begehr der beiden.

„Wir möchten Herrn Valese sprechen,“ sagte Cherbonne, „führt uns zu ihm!“

„Herr Valese ist für niemand zu sprechen,“ entgegnete die Alte fest, aber in bescheidenem Tone.

„So? Er ist also zu Hause?“

„Er ist zu Hause, befindet sich aber nicht wohl.“

„Bringt ihm meine Karte,“ fiel Giorgio ungeduldig ein, „für mich wird er zu sprechen sein!“

Kopfschüttelnd entfernte sich die Alte mit der Visitenkarte Neglis. Es währte kaum fünf Minuten, so wurde das große Portal der Villa geöffnet, und Cola Valese schritt an der Seite Sandros Cherbonne und Negli entgegen.

„Vetter Giorgio,“ begann Cola, in dessen zerwühltem, kalkblassem Gesicht Negli vergebens nach dem alten sprudelnden Übermut suchte, und die Stimme des Sprechenden klang rauh, zitternd und stotternd, „ich begrüße Dich als Eigentümer der Scholle, auf der Du stehst! Seit drei Wochen warte ich auf Dich, um Dir das zu übergeben, was Dir als rechtmäßiger Erbe unseres verstorbenen Ohms Biagi zusteht. Ich bitte Dich, mir zu folgen.“

Im Wesen Colas lag in diesem Augenblicke etwas ungesucht Theatralisches, was namentlich Cherbonne noch immer mit Mißtrauen erfüllte. In Wahrheit aber meinte es Cola, den die Ereignisse der letzten Zeit vollkommen gebrochen und der von

Stunde zu Stunde in qualvoller Angst die Rückkehr Neglis erwartet hatte, von Grund aus ehrlich. Doch unwillkürlich schlich sich, nachdem er in schlaflosen Nächten wohl hundertmal überlegt und erwogen hatte, wie er dem betrogenen Vetter gegenübertreten und wie er ihm am schlagendsten seine Reue beweisen könne, ein pathetischer Klang, den er nicht beabsichtigte, in seine Worte ein.

Die Angekommenen folgten Cola und Sandro, der mit den beiden nur einen Händedruck gewechselt hatte, in die Villa. Kein Diener empfing sie, in schweigender Öde dehnte sich die Zimmerflucht vor ihnen aus.

Cola führte seine Begleiter in das von ihm bewohnte Schlafzimmer, in dem er einen geheimen, durch einen Spiegel verdeckten Wandschrank öffnete und aus diesem ein doppelt umschnürtes und versiegeltes Packet Papiere nahm. Er legte dasselbe auf den Mitteltisch nieder und trat dann an Giorgio heran.

„Vetter Giorgio," sagte er unter krampfhafter Beherrschung seiner selbst und legte die Rechte auf die Papiere, „ich übergebe Dir hiermit die Besitztitel der Biagischen Häuser und Grundstücke, sowie die Obligationen des von Biagi hinterlassenen und von der Firma Torlonia verwalteten Barvermögens. Es ist Dein Eigentum, denn Du bist der von unserem Ohm Biagi testamentarisch eingesetzte Erbe. Ich bekenne mich schuldig, Dir fünf Monate hindurch Dein Erbteil vorenthalten, bekenne mich auch schuldig, von dem Dir gehörigen Barvermögen eine große Summe für meine Zwecke verwendet zu haben! Ich habe gestohlen und ich müßte von Rechtswegen als Dieb verurteilt werden! Aber ich bitte um Gnade, Giorgio, — um — um eines armen, unglücklichen Wesens willen, das mich liebt und das ich wiederliebe! Ich bitte um Gnade, hier — hier zu Deinen Füßen! Ich bitte um Gnade, denn ich bereue! Ich will versuchen zurückzuerstatten, was ich Dir gestohlen

habe, will wieder ehrlich werden, will die Schande abwaschen von meinem Namen — —"

Er konnte nicht weiter. Er hatte sich vor Giorgio niedergeworfen, aber nun flog ein Schauern durch seine ganze Gestalt, er stürzte vornüber. Seine Stimme brach . . . Giorgio beugte sich über ihn und zog ihn empor. Das war der zweite jener beiden Sünder, die gegen ihn zu Felde gezogen waren und über die er den schönsten Triumph feiern konnte, den ein Menschenherz zu feiern vermag: den edelmütigen Verzeihens.

In tiefer Bewegung hatten sich Cherbonne und Sandro in eine Fensternische zurückgezogen. Unfähig, noch ein Wort zu sprechen, bebend am ganzen Leibe und bitter schluchzend, lag Cola an der Brust seines Vetters. Der aber küßte ihn auf den Mund und sagte ruhig und einfach:

„Laß alle Selbstvorwürfe, Cola! Es genügt mir, daß Du bereust und daß Du Dich wiedergefunden hast. Richte Dich auf und zeige mir die, die Du liebst, ich will sie willkommen heißen, und dann — nun, dann wollen wir über Euer künftiges Glück miteinander plaudern!"

Cola sprang zu der Thür, die in ein Seitenkabinett führte, riß sie in fieberhafter Erregung auf und rief in das Zimmer hinein:

„Hanifa, komm' her, Giorgio Negli ist hier!"

Und Hanifa trat ein, in europäischer Kleidung, das Antlitz mit Purpur überströmt, den Blick nur schüchtern erhoben, in lieblichster Verlegenheit. Cola nahm sie an der Hand und führte sie Negli entgegen.

„Danke ihm," sagte er, „denn er hat mir vergeben."

Da aber flog ein Schimmer unsagbaren Glücks über das reizende Gesicht der Orientalin. Einen Augenblick schwankte sie und dann zog sie die Rechte Giorgios wortlos an ihre Lippen. Zu sprechen vermochte sie nicht, doch ihr Herz jauchzte.

* * *

Im Dezember feierte Giorgio mit seiner Toinette zu Bologna fröhliche Hochzeit.

Was wußte man sich um diese Zeit in der romagnolischen Hauptstadt nicht für hundert interessante Klatschgeschichten zu erzählen! Offiziell hatte Giorgio, um der müßigen Neugier zu entgehen, verbreiten lassen, Biagi habe eine Abschrift des bei der Belagerung Bolognas vernichteten Dokuments im Auslande deponiert, und da dieses Testament Giorgio zum Erben einsetze, so sei es zwischen ihm und Cola Valese zu einer freiwilligen Einigung gekommen; Valese sei übrigens zur Zeit auf einer von ihm längst geplanten Reise um die Welt begriffen. Wie gesagt, das war das, was Negli selbst diesem und jenem seiner ehemaligen Freunde erzählt hatte, von denen er hoffte, sie würden in ihrer Zuvorkommenheit die überraschende Mär schleunigst weiter verbreiten, und das hatten auch die bolognesischen Zeitungen zu erzählen gewußt. Aber der Klatsch stattete diese an sich ziemlich einfache Thatsache sehr schnell mit einem üppig wuchernden Geranke romantischer Details aus. Da hieß es zuerst, die fragliche Kopie jenes Testaments sei auf der algierischen Besitzung Biagis gefunden worden, eingegraben im Wüstensande und zwar gemeinsam mit einem ungeheuren, riesigen, ganz fabelhaften Schatze, der Giorgio Negli mit einem Schlage zu einem sechsfachen, nein, zehnfachen, nein, zwanzigfachen Millionär gemacht habe. Und dann hieß es weiter, Cola Valese habe den armen Giorgio infolgedessen töten wollen — in einem rasch provozierten Duell — nein, aus tückischem Hinterhalte, nein, durch gedungene Mörder. Aber ein bildschönes Mädchen, das Giorgio drunten in Afrika einer Sklavenkarawane entführt habe, eine Maurin, nein, eine Nubierin, habe sich den Mördern in die Arme geworfen und die Schandthat verhindert. Und dann sei Cola Valese geflohen, nach Amerika, nein, nach Australien, nein, er sei Croupier in einem Spielbade der Pyrenäen geworden, und Giorgio wolle aus Dankbarkeit die schöne

Nubierin heiraten. So spann der Klatsch, rastlos arbeitend wie eine fleißige Riesenspinne, die Helden unserer Geschichte in ein dichtes Gewebe von Ungeheuerlichkeiten ein, das freilich, und zwar zum größten Bedauern aller lieben Klatschbasen, gewaltsam zerrissen wurde, als eines schönen Tages Giorgio persönlich in Bologna erschien, aber nicht allein, sondern in Begleitung einer Braut, eines Schwiegervaters und einer Schwiegermutter und eines runden Vierteldutzend kleiner Schwäger und Schwägerinnen.

An diesem Tage wurde der Name Giorgios und seiner Braut sicher einige tausend Male in Bologna genannt. Das war ja gar keine Nubierin, diese Braut, sondern eine Weiße! Ja, aber eine Weiße aus Afrika, die Tochter eines berühmten Löwenjägers, der schon hundert — zweihundert — dreihundert gelbmähnige Bestien getötet hatte! Und die Schwiegermutter hatte auch bereits ein paar Löwen geschossen, — nein, so war es nicht: die Schwiegermutter war einmal im Urwalde von einem Drang-Utang überfallen worden und hatte ihn mit eigener Hand erwürgt . . . Es war ganz toll, was man alles zurechtfabelte, was man mit echt romagnolischer Phantasie erfand, bis Giorgio Negli, der bis dahin in einem Hotel Quartier genommen hatte, mit seiner reizenden Braut bei allen lieben Verwandten, Freunden und Bekannten seine Visitentour machte. Nun verstummte auf einmal das ganze thörichte Geschwätz, man fand Giorgio prächtig und Toinette entzückend und freute sich auf die Hochzeit, die überaus glänzend zu werden versprach.

Und das wurde sie in der That. Nachdem Negli in Bologna seine Privatangelegenheiten geordnet hatte, — er hatte die Absicht bei der Firma Lionardi als Kompagnon einzutreten, um sie, was bei dem hohen Alter und der Kränklichkeit des gegenwärtigen Chefs in ziemlich naher Aussicht stand, später einmal selbständig zu übernehmen — wurde an die Vorbereitungen zur Hochzeit geschritten. Die Trauung

fand unter der Teilnahme von halb Bologna in der Basilika San Stefano statt, und alle Welt behauptete, es könne gar keine schönere und anmutigere Braut geben als Toinette in ihrem elfenbeinweißen Seidenkleide und mit den frischen Orangeblüten im kastanienfarbenen Haar. Alle Welt bewunderte aber auch Meister Cherbonne, den berühmten Löwentöter, der das Kreuz der Ehrenlegion neben einer ganzen Reihe anderer Dekorationen auf der Frackklappe trug, und dessen elegante Erscheinung durchaus nicht auf ein so gefährliches und mörderisches Handwerk, wie das Löwentöten doch immerhin ist, schließen ließ. Giorgio selbst beachtete man weniger, man kannte ihn bereits zu gut, er war, wie die Gattin des Rats-Apothekers sich ausdrückte, „keine Neuheit mehr".

Nach der kirchlichen Trauung begaben sich sämtliche Geladene, und das war eine sehr stattliche Zahl, in die Wohnung Giorgios zum Hochzeitsschmaus. Giorgio hatte sich eines der ehemaligen Biagi'schen Häuser im Centrum der Stadt ausbauen und einrichten lassen; es war ein kleineres Gebäude im Villenstil, von einem schönen Garten umgeben, prunklos und ohne Pomp, dafür aber ein Nestchen, ganz wie geschaffen für ein glückliches junges Ehepaar, das nur sich selbst leben will. Das größte Zimmer der Villa war ein im Parterregeschosse belegener Saal, und hier war die Hochzeitstafel errichtet worden, hier bliesen aus einer durch Blumen verdeckten Loggia herab die Trompeter einen schmetternden Tusch, als der würdige Herr Rats-Apotheker sich erhoben hatte, um als nächster Verwandter Giorgios dem Brautpaar ein Hoch auszubringen — hier wurde bis tief in die Nacht hinein zur Feier des Tages getafelt und pokuliert . . .

Man hatte sich soeben niedergelassen, und die Diener präsentierten mit flinken Händen die Entrées und schenkten goldgelben Cap Constantia und flimmernden Marsala in die Gläser, — als draußen eine mächtige Reise-Kalesche hielt, der ein schwarzbärtiger,

aufgeregt ausschauender Herr entstieg. Er rief dem Kutscher ein befehlendes Wort zu und stürmte dann ohne weiteres, obwohl sein Kostüm reisegemäß, aber durchaus nicht hochzeitlich war, in den großen Saal, direkt auf Giorgio los, den er beinahe vom Stuhle riß, um ihm mit Exaltation um den Hals fallen und an seine Brust zu drücken.

„Vetter Ricardi — sieh da — welche Freude! . .“

„Aho, aho,“ rief der andere, „so wollte ich's haben — Tag und Nacht bin ich unterwegs gewesen, um noch zu rechter Zeit einzutreffen und Euch persönlich die Grüße und Glückwünsche eines zweiten Brautpaares zu übermitteln — nun, wessen? — nun, ratet gefälligst! Ah bah, ich will Euch nicht aufhalten — behaltet Platz! — und laßt mich nur einmal Luft schöpfen! . . . Also: Vittorina Ambrasi und Professor Theodor Sommer aus Berlin empfehlen sich als Verlobte! Fallen Sie nicht um, Giorgio, halten Sie sich an der Tischplatte fest, — es ist gewißlich wahr: Cousine Vittorina hat zu Kairo ihr Herz entdeckt, — der große blonde Deutsche hat es ihr angethan, — da ist nichts mehr zu machen, — die beiden sind unwiederbringlich aneinander gekettet! Aho, mein guter Giorgio, mir hat schon in Bougie so etwas geschwant, und als die Ausflüge der beiden auf dem Nil immer häufiger wurden, da wußte ich genau, wie viel Uhr es war . . . Ich habe die beiden Herrschaften bis Triest begleiten müssen, wo die Mutter des Professors ihr Schwiegertöchterchen in Empfang genommen hat, denn es scheint, als ob Vittorina gar keine Lust verspüre, noch einmal nach Bologna zurückzukehren . . . So — und nun gebt mir, wenn ich bitten darf, etwas zu essen, denn ich habe unterwegs gehungert, — gehungert, sage ich Euch, um schneller zu Euch zu kommen! . . .“

Und der gelehrte Chemiker ließ sich, nachdem er in aller Eile zwei Dutzend Hände teils gedrückt, teils geküßt hatte, einen Stuhl an den Tisch schieben und

rief sich die Diener heran. In die Tafelunterhaltung aber klang während der nächsten zehn Minuten zahllos oft der Name Vittorina hinein . . .

„Hätte es nicht geglaubt, daß die Vittorina noch 'mal heiraten würde . . .“ „Ich bitte Sie, die Vittorina hat Geld . . .“ „Die Vittorina mit ihrem kühlverständigen Herzen . . .“ „Wenn doch die alte Ambrasi das Glück ihrer Vittorina noch hätte erleben können . . .“ „Warten wir ab, ob die Vittorina wirklich so glücklich werden wird . . .“ „Mit einem Deutschen — ich sage, ich sage . . .“

Giorgio hörte von all diesem Gerede nichts. Er sah im Geiste das schöne Mädchen vor sich, am Arme des langen Professors. In ihrem klaren, nüchternen Denken paßten sie beide gut zu einander, das war gewiß. Und Giorgio schien es, als nicke ihm Freund Sommer mit seinem gutmütigen Gesicht zu — und er nahm das Glas vom Tische und leerte es und rief dabei im Geiste dem getreuen Reisegefährten einen herzinnigen Glückwunsch entgegen. —

Beim Braten schlug sich Doktor Ricardi, als sei ihm ganz plötzlich noch etwas eingefallen, vor die Stirn, suchte sodann in seiner Brusttasche herum und holte ein Zeitungsblatt hervor, das er hinter dem Rücken der Nächstsitzenden Giorgio reichte.

„Da, Giorgio,“ rief er; „das schickt Ihnen Sommer! Sie möchten den Artikel aus Toulon lesen — er würde Sie interessieren! — Wie sagen Sie, gnädige Frau? Ob ich Krokodile gesehen hätte? I nun natürlich — an die hundert —“

Und schon im nächsten Moment erzählte der berühmte Mann seiner Nachbarin zur Linken die ungeheuerlichsten Aufschneidereien aus der Zeit seines Aufenthaltes in Kairo. Giorgio steckte das Zeitungsblatt ein und flog späterhin, in einem freien Augenblick den von Sommer angestrichenen Artikel durch. Er war aus Toulon datiert und schilderte in eingehender Weise die Flucht eines Verbrecherpaares aus einem dortigen, hart am Meere gelegenen Ge-

fängnisse; die beiden Leute hatten sich in einer Sturmnacht, nachdem sie das Eisengitter ihres Zellenfensters durchfeilt, an einem Seile in die Tiefe gelassen, — das Seil riß aber und die Verbrecher fanden in der, vom Orkane durchwühlten See ihren Tod. Die Zeitung nannte die Namen der beiden, doch wäre dies auch nicht der Fall gewesen, — Giorgio hätte aus der ganzen Beschreibung ohne weiteres entnehmen können, daß es sich um Ali Suël und Bartolo handelte, die von ihrem Geschick ereilt worden waren. Es kam ihm seltsam genug vor, gerade in dieser Stunde des Glücks an jenes verbrecherische Gelichter erinnert werden zu müssen, und er dachte daran, wie wunderbar die Fügung doch auch durch diese beiden Burschen in seinen Lebensgang eingegriffen hatte, denn er würde Toinette wahrscheinlich nie kennen gelernt haben, wenn er nicht gemeinsam mit Sommer die Spuren jener antiken Fälschungen verfolgt hätte, die ihn bis zu den Palmenhainen von Bu Saâda führten . . .

Ratatata, schmetterten die Trompeten. Ein neues Hoch wurde ausgebracht, diesmal von seiten Ricardis auf das Wohl der Familie Cherbonne. Das Diner neigte sich seinem Ende zu, und je später es wurde, desto vergnügter wurde die kleinere und jüngere Sippe des Hauses Cherbonne, die an einem Ende der Tafel placiert worden war und sich dort den Champagner ganz besonders gut munden ließ, — desto stiller und wehmütiger wurde aber auf der anderen Seite Mutter Cherbonne: die Scheidestunde sollte bald schlagen und das Herz war ihr unendlich schwer bei dem Gedanken, sich für lange — wer konnte wissen, ob nicht für immer — von ihrer Tochter trennen zu müssen. Das eiserne Gebot der Pflicht rief den Kolonisten in die Steppen Algeriens zurück; die älteste der Schwestern wollte Toinette bei sich behalten, die übrigen Geschwister sollten die Eltern begleiten.

Cherbonne hatte die Reisewagen nach Been-

digung des Diners bestellt; er wollte mit den Seinen für heute nur aus Bologna hinaus, in der nächsten Stadt übernachten und späterhin die Reise nach Genua fortsetzen, — es schien ihm passend, daß das junge Paar sich selbst überlassen bleibe.

Der Abschied war wehmütig und die Thränen flossen reichlich. Die Mutter wollte ihre Älteste gar nicht aus den Armen lassen, obschon das mahnende Posthorn draußen gebieterisch zum Aufbruch rief. Während Giorgio und Cherbonne sich zum letztenmale die Hände drückten, nahm der erstere die Gelegenheit wahr, den Kolonisten an das Versprechen zu erinnern, das er ihm schon in Frascati abgefordert hatte.

„Achte auf Cola," sagte er, „und nimm Dich seiner an, Vater! Es steckt Gutes in ihm!"

Cherbonne nickte schweigend. Dann stieg man in die Wagen, und die Pferde zogen an. Als Frau Anne sich, mit ihrem Taschentuche winkend, aus dem Fenster neigte, sah ihr verschwimmender Blick Giorgio und Toinette Arm in Arm vor dem Portale der Villa stehen, so dicht umschlungen, als wollten sie damit symbolisch andeuten, daß sie sich nun ganz gehörten — für Leben und Sterben. Und die arme Mutter flüsterte in den fallenden Schnee hinein, der langsam und gleichmäßig vom Himmel zu rieseln begann:

„Gott behüte Euch, Ihr geliebten Kinder, — Gott sei mit Euch . . ."

* * *

In derselben Woche steuerte der Dampfer „Duc d'Aumale", blendende Wasserfurchen hinter sich ziehend, in die Bucht von Algier hinein. Die Luft war kalt und klar, so daß man vom Schiffe aus die schneeweißen Landhäuser von Bab Azun schon aus weiter Entfernung in scharfen Konturen sehen konnte. Die Passagiere standen und promenierten, in Mäntel und

Tücher gehüllt, auf dem Deck des Dampfers und schauten sehnsüchtig nach der Küste hinüber, denn die Nacht war stürmisch gewesen und hatte die meisten von ihnen seekrank in die Kojen geworfen. Auch der blassen, kleinen Frau, die von zwei jungen Männern gestützt, soeben die Treppe hinaufstieg, die aus den Kajütenräumen auf Deck führte, sah man es an, daß sie leidend gewesen war und sich nur mühsam aufrecht zu halten vermochte.

„Mut — Mut, Schatz!“ flüsterte einer ihrer Begleiter ihr zu; „die frische Luft wird Dir wohl thun, und drüben in Algier kannst Du Dich ausruhen. Wir haben keine Eile, weiter zu kommen — wir haben Zeit . . .“

Die junge Dame drückte die Hand, die ihre Rechte umschloß, und nickte mit freundlichem Lächeln. Die beiden Herren — wir wissen, daß wir Cola und Sandro vor uns haben — geleiteten sie zu einem Stuhl auf dem Verdeck, ließen sie dort nieder und hüllten sie sorgfältig in Decken ein. Und der frische Luftzug, der durch das Takelwerk strich, färbte bald ihre Wangen höher, nur der träumende, melancholische Ausdruck ihrer Augen, die hinüberschauten in das immer mehr in blendendes Licht gerückte Häusermeer von Algier, wollte nicht weichen.

Drüben in Algier, in einem kleinen Gasthofe von Bab Azun, war es gewesen, wo sie ein Vaterherz verloren hatte. Das war noch nicht allzu lange her — drei Monate vielleicht — aber was hatte sich in diesen drei Monaten nicht alles ereignet, ihr Schicksal umzugestalten! In jenem kleinen Gasthause zu Bab Azun hatte ihr Vater sie zwingen wollen, den Namen Letallah anzunehmen und sich als die Tochter eines fremden Mannes auszugeben; nun hatte sie auch ihren wirklichen Rufnamen ablegen müssen, denn in der christlichen Welt würde das zwar melodisch klingende, aber weder im Kalendarium der katholischen Kirche vorgesehene, noch sonst gebräuchliche ‚Hanifa‘ wahrscheinlich Aufsehen und Anstoß erregt

haben. Hanifa war Christin geworden — Cola hatte es so gewünscht. Und Hanifa hatte sich ohne weiteres seiner Bitte gefügt, — sie wäre auch, obschon sie mit tiefer Frömmigkeit der Religion Mohammeds ergeben war, Protestantin oder Schiitin geworden, wenn es sein Wunsch gewesen wäre, denn sie hing mit abgöttischer Liebe an Cola, der sie dem Verbrecherkreise ihres Vaters entzogen hatte. Ein alter Priester unterrichtete sie in Rom in den Lehren des Christentums und gab ihr nach der verstorbenen Mutter Colas in der Taufe den Namen Teresa. Noch an demselben Tage wurde sie das Weib Cola Valeses.

Erst von jenem Augenblicke an, da der Priester den Segen über die beiden gesprochen, schien Cola wie aus langandauerndem, wüstem Traume zu erwachen. Das Bewußtsein der Pflicht wurde lebendig in ihm, — er hatte fürderhin nicht mehr sich selbst allein zu leben! Und als er sein zitterndes junges Weib an sich schloß und den ersten Kuß der Ehe auf ihre frischen Lippen drückte, da wiederholte er sich heimlich den heiligen Schwur, auf neuen Fundamenten ein neues Dasein aufbauen zu wollen.

Negli hatte sich, seinem ganzen Wesen entsprechend, Cola gegenüber nicht nur versöhnlich, sondern auch großmütig gezeigt und ihm eine Summe Geldes vorgestreckt, damit er Bu Kobrin wieder in die Höhe bringen könne. Valese hatte das Anerbieten angenommen; ohne Mittel waren ihm die Hände gebunden, — er aber sehnte sich nach Arbeit, ein wahrhaft glühendes Verlangen nach anstrengender, Körper und Geist beschäftigender, ermüdender Thätigkeit lebte in ihm. Es ging ihm wie Sandro, der in rastlosem Hin und Her vergessen zu wollen schien, was seine Seele noch immer beschäftigte. Eine eigentümliche Unruhe hatte den jungen Mann ergriffen, eine nervöse Überreizung, die sich auch in seinem Äußern, in dem fahl gewordenen Gesicht und dem flackernden Blicke kund gab, die aber ganz be-

sonders Giorgio auffallen mußte, denn gerade diesem gegenüber war das Benehmen Sandros schroff wechselnd. Oft überhäufte er ihn mit Liebenswürdigkeiten, oft geberdete er sich wie ein unterwürfiger Sklave, zeitweilig aber warf er ihm aus seinen dunklen Augen einen Blick so mitleidslosen Hasses und so wütender Rachgier zu, daß Giorgio, fing er zufällig diesen Blick auf, sich eines Gefühls tiefen Grauens nicht erwehren konnte. Es war zweifellos: in Sandro kämpften noch immer zwei Gewalten um die Herrschaft in seiner Seele — ein Genius und ein Dämon . . . Ein Zufall ließ Giorgio einen klärenden Tiefblick in das Gemüt des Burschen thun. Giorgio hatte in dem Zimmer, das er in der Villa Biagi zu Frascati bewohnte, auf seinem Schreibtische ein eingerahmtes Daguerreotyp Toinettes stehen, das er in Biarritz hatte anfertigen lassen. Als er eines Tages zu unerwarteter Zeit geräuschlos die Thür zu seinem Gemache öffnete, sah er Sandro vor dem Bilde Toinettes niederknieen und — beten. Ja, Sandro betete mit zitternden Lippen und halblauter Stimme, aber sein Gebet kam nicht aus andächtig frommen Herzen, sondern strömte in jedem Worte heiß-sinnliches, glühendes Empfinden aus. Sandro betete vor seinem Idol . . . Erblassend zog sich Giorgio, ohne daß der andere ihn bemerkt hatte, wieder zurück. Nun wußte und nun begriff er alles: den plötzlichen Umschlag im ganzen Fühl- und Denkwesen Sandros, den täglich sich erneuernden Kampf in ihm. Und von jener Stunde ab betrieb Giorgio mit Eifer die Abreise Colas und Hanifas, denen auch Sandro sich anschließen wollte.

Nun lag bereits das rollende Meer zwischen dem liebeskranken Burschen und seinem Idol. Wie er, an den Mast gelehnt, den Blick zurückschweifen ließ über die stahlblaue, schäumende Flut, da mochte noch einmal vor ihm die Gestalt jenes liebreizenden Mädchens auftauchen, das nun bereits die angetraute Gattin Neglis war — und in leisem Erschauern schloß

er die Augen. Wie war ihm, dem wilden, unbändigen Kinde der Straße, das Entsagen doch schwer geworden! Wie blutete und zuckte sein Herz noch jetzt! . . . Als aber der Dampfer hielt und der Anker mit tönendem Klirren in die Tiefe rauschte, und als Colas Hand seine Schulter berührte und er dessen Stimm heörte: „Wir sind da, Sandro — nun hat das Träumen ein Ende!“ — da öffnete sich sein Blick weit und groß und umfaßte die vor ihm liegende neue Heimat, die blauen Hänge des Sahel und die Felskuppen des Atlas, hinter denen die Wüste sich ausdehnte mit ihren grünen Oasen.

Nun war das Träumen zu Ende — für jene drei, die da die Schiffstreppe hinabstiegen, um sich auf den Boden Afrikas tragen zu lassen! Cola und Sandro und Du, junges Weib — wacht auf! Das Leben beginnt und die Arbeit, und mit der Arbeit das wahre Glück, — kein erträumtes Glück von märchenhaften Reichtümern, von tollen Leidenschaften und vagen Harems-Phantasien, sondern das Glück, das der in schwerem Ringen gezeitigte Erfolg in unseren Herzen weckt. Bu Kobreïn wartet Eurer fleißigen Hände, Ihr Drei! Bu Kobreïn heißt nicht umsonst ‚Zu den zwei Gräbern‘, — werft in diese Gräber hinein, was Euch in der Vergangenheit beschwert hat an seelischen Gebrechen, legt Eure unerfüllten Hoffnungen hinzu und laßt den Pflug der Arbeit über die Hügel ziehen! Und es wird frisch sprossen und blühen und grünen — aus diesen Gräbern heraus! —

Ende.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Berliner Buchdruckerei-Actien-Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette-Vereins.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Drei Paläste.

Roman

von

E. v. Wald-Zedlwitz.

Drei Teile in einem Bande gr. 8° geh. Preis 7 Mark.

Die Familie Darner.

Roman

von

Fanny Lewald.

Zweite Auflage.

Drei starke Bände gr. 8° geh. Preis 15 Mark.

Im Verlage von **Otto Janke** in **Berlin** ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Der wilde Reutlingen.

Ein Roman aus der Zeit des großen Königs

von

Hans Werder.

Zwei Teile in einem Bande gr. 8° geh. Preis 7 Mk.

Junker Jürgen.

Roman

von

Hans Werder.

Zweite Auflage.

Drei Bände gr. 8° geh. Preis 10 Mark.

BUCHBINDERE
HANS HÜTTL
Ottobrunn/Mchn
Telefon 60 48 8

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bis in die Wüste

Bd.: 3. Band

[1892]

P.o.germ. 1749 g-1/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11674138-0